Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

36. Jahrg. Scottdale, Pa., 30. Juli 1913. No. 31.



Um Christum schätz ich alles hin
Und heiße sonst nichts mein;
Daß ich mit ihm gekreuzigt bin,
Des rühm' ich mich allein.

An meines Heilands Kreuzestod
Nimmt auch mein Glaube teil;
Ich bin von aller Sündennot
Durch seine Wunden heil.

Ich lebe, aber nun nicht ich,
Nein, Christus lebt in mir;
Das kommt dem Fleisch verwunderlich,
Dem Glauben selig für.

Zwar leb' ich in dem Fleische noch,
Von meiner Heimat fern,
Im Glauben aber leb' ich doch
Nur Christo, meinem Herrn.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

In der Welt, nicht von der Welt.

In der Welt mit Freuden u. mit Sorgen,
Wie der Lebensweg hinieden führt,
Wie Gott heute froh und traurig morgen
Unsrer Seele Saitenspiel berührt.

In der Welt die Pflichten zu erfüllen.
Die der Herr den Menschen auferlegt.
Teilnahmsvoll des Kummers Tränen stillen,
Wenn des Freundes Herz gebrochen schlägt.

In der Welt den Armen Gaben spenden,
Weil der Herr uns seine Armen gibt.
In der Welt mit arbeitsamen Händen,
Weil der Segen hat, der Arbeit liebt.

In der Welt, nicht von der Welt gebunden,
Weil die Welt mit ihrer Lust vergeht,
Und er einen höhern Herrn gefunden,
Dem sein Leben ganz zu Diensten steht.

Darum Menschen, laßt uns heilighalten
Dieses Lebens kurze Spanne Zeit;
Unsre Arbeit sei und unser Walten
Vorbereitung für die Ewigkeit.

Unsere Stellung zu Jesu und seinem Evangelium.

Apg. 5, 34—42.

Es geht durch unsere Zeit eine mächtige Strömung des Weltsinns und Unglaubens, welche die unbefestigten Herzen der christlichen Weltanschauung entfremdet. Viele kommen über den irdischen Sorgen und Bestrebungen, Genüssen und Zerstreuungen gar nicht zu einem höheren Gedanken, sie nehmen sich keine Zeit, sich mit der Frage nach Gott und Ewigkeit zu beschäftigen. Andere meinen, mit wissenschaftlichen Gründen es nachgewiesen zu haben, daß der christliche Glaube etwas Unhaltbares sei und ein denkender Mensch mit ihm zu brechen habe. Solchen Leuten ist es immer ein Aergernis, wenn sie ein freudiges Bekenntnis hören. Mit Spott und Hohn treten sie gegen dasselbe auf, und sie würden, wenn sie die Macht hätten, am liebsten mit Gewalt dreingreifen und die Predigt des Evangeliums unterdrücken. Von dieser offenen Feindschaft und Bekämpfung des Christentums und allen religiösen Lebens brauchen wir hier nicht weiter zu reden. Wir wissen, was wir von ihr zu halten haben. In unserer Textgeschichte sehen wir die Hohenpriester und Schriftgelehrten als Feinde Jesu Christi auftreten. Das waren Leute, welche den Glauben an Gott nicht verwarfen; sie wollten gar fromm und gerecht sein vor andern. Aber das Evangelium von Jesu Christi konnten sie nicht leiden, weil sie meinten, eines solchen Heilandes nicht zu bedürfen. Deswegen geboten sie den Jüngern, sie sollten nicht reden im Namen Jesu. So lassen sich auch heutzutage viele Stimmen vernehmen, welche versichern, daß sie die großen Fortschritte, die uns die christliche Wahrheit für die religiöse Erkenntnis gebracht habe, nicht bestreiten, aber von dem Jesus, wie ihn die Evangelisten und Apostel uns vor die Augen malen, wollen sie nichts wissen. Deswegen eifern sie gegen diesen Jesus, als ob es sich hier um veraltete Glaubenssätze handelte, die in unserer aufgeklärten Zeit nicht mehr festgehalten werden könnten. Was bleibt da von Jesu schließlich übrig? Er ist nichts anderes, als einer von den weisen, frommen Männern, die der Menschheit den Weg zu Gott, zur rechten Frömmigkeit und Seligkeit zeigen wollten. Damit ist der Christus der Heiligen Schrift verworfen. Darum schenke diesen Meinungen kein Gehör. Und wenn du glaubst, einer solchen Mahnung nicht zu bedürfen, so bedenke wohl, daß man auch ganz allmählich und unvermerkt unter die Gegner Jesu geraten kann. Zuerst gibt das Herz dem Zweifel Raum, Schritt für Schritt gerät es unter die Herrschaft des Unglaubens, und am Ende heißt's: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!"

Von diesen ausgesprochenen Widersachern Jesu und seines Evangeliums, ist der Schriftgelehrte Gamaliel, von dem unser Text berichtet, wohl zu unterscheiden. Es widerstrebt ihm, daß gegen die Jünger Jesu mit Strafen und Verfolgung vorgegangen werden soll. Er hat ein richtiges Gefühl dafür, daß in Glaubenssachen dieser Weg nicht beschritten werden darf. Man hat seine Worte schon gepriesen als eine Aeußerung überlegter Klugheit und vorurteilsfreien Wahrheitssinnes. Es ist auch Gamaliel in der Tat hoch anzurechnen, daß er den Mut hatte, gegen die Stimmung des Hohen Rates für eine milde Behandlung der Jünger einzutreten. Ebenso zeigt sich eine ernste Gesinnung in der Warnung: daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen. Endlich spricht Gamaliel eine beherzigenswerte Wahrheit aus, wenn er sagt: Ist das Werk aus Gott, so wird's bestehen, ihr möget anfangen, was ihr wollt. Ja, Gottes Werk besteht, Menschenrat vergeht. Soll unser Tun Bestand haben, müssen wir Gott zum Freunde gewinnen. An seinem Segen ist alles gelegen. Ach, daß wir das doch mehr bedenken würden! Aber trotz all dem können wir diesem klugen Manne nicht recht geben, denn er empfiehlt kühle Zurückhaltung und vorsichtiges Zuwarten, wo ein ernstes Prüfen und freudiges Bekennen am Platze gewesen wäre. Schon das ist bedenklich, daß er alles nur nach dem Erfolg beurteilen will. Der wird zuletzt, wenn die Zeit der Vollendung anbricht, freilich auf Seiten Gottes und seines seines Reiches sein. Da werden alle Feinde unseres Herrn zum Schemel seiner Füße gelegt werden. Aber bis zu diesem Ziele geht es durch manche Kämpfe, in denen die Kinder Gottes oft zu unterliegen scheinen, während das Böse triumphiert. Was sodann das beobachtende Zuwarten betrifft, zu dem Gamaliel rät, so ist dasselbe ein richtiges und weisliches Verhalten, wenn es sich um irdische Dinge handelt. Aber in Fragen des inneren Lebens, wo die Ruhe des Gewissens, der Friede des Herzens, die ewige Seligkeit auf dem Spiele steht — wie kann man da vorsichtige Zurückhaltung empfehlen? Es ist uns, als ob Gamaliel doch schon einen gewissen Eindruck von der Wahrheit des Evangeliums empfangen hätte. Daran hätte er weiter machen sollen in ernster Prüfung, dann wäre es bei ihm zu völliger Heilserkenntnis gekommen. So aber hat er in lauter Unentschiedenheit die Stunde der Gnadenheimsuchung versäumt. Du, lieber Christ, nicht also! Wenn dein Gott und Heiland dir auf deinem Lebensweg begegnet, so ruhe nicht, bis du dich zur Klarheit über Gottes Willen und über das Evangelium von Jesu Christo hindurchgerungen hast. Was wäre aus der Gemeinde Jesu Christi, was aus so mancher segensreichen Arbeit im Reiche Gottes geworden, wenn alle wie Gamaliel gedacht hätten! Wie wird es dir gehen, wenn du deine Gnadenzeit unbenutzt verstreichen lässest und immer nur warten und zusehen willst, ob das Evangelium von Christo siegt und Bestand hat! Von Paulus wissen wir, daß er, als es Gott gefiel, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, alsobald zufuhr und sich nicht lange mit Fleisch und Blut besprach. So auch die Apostel in der heutigen Textgeschichte. Sie sind uns ein schönes Vorbild freudigen Glaubens und Bekennens. Sie hätten in der Tat durch das, was sie erlebt hatten, in ihrem Vertrauen auf Jesum Christum erschüttert werden können. Sie waren wegen ihrer Predigt des Evangeliums und den Zeichen, welche dieselben begleiteten, ins Gefängnis geworfen und mit dem Tod bedroht worden, und es wurde vom hohen Rat noch als eine gnädige Behandlung betrachtet, daß man sie schließlich nur stäupte und mit dem Gebot entließ, nicht mehr zu reden von dem Namen Jesu. Das hätte sie wohl entmutigen können. Aber sie haben wohl schon so viel von dem Frieden und Segen gespürt, der ihnen von Jesu zufloß, daß die Feindschaft der ganzen Welt sie nicht mehr in ihrer Glaubensüberzeugung irre machen konnte. Und wenn die Verfolgung durch die Obersten des Volkes ihnen wehe tat, so mußten sie sich sagen: Das ist der Weg, den unser großer Meister selbst gehen mußte und auch all den Seinigen zum voraus angekündigt hat. Wie es bei ihm durch Leiden zur Herrlichkeit ging, so wird auch uns der endliche Triumph nicht fehlen. Wer wollte nicht diesen ersten Christen nachfolgen, welche fröhlich ihre Straße zogen, weil sie würdig gewesen waren, um Jesu willen Schmach zu leiden! Weg mit aller Menschenfurcht und leidensscheuer Art mit aller Bequemlich-

keit und Zärtlichkeit des Fleisches! Was unser Gott und Heiland für uns und an uns getan hat bis zu dieser Stunde, ist so groß und herrlich, daß wir nicht laut und freudig genug davon Zeugnis ablegen können. Und leiden wir mit ihm, so werden wir auch mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden. Wohl dem, der diesem Führer folgt als treuer und bekenntnismutiger Jünger! Etwas trauriges aber ist es um die Feindschaft gegen Jesus und sein Evangelium. Wie können auch die Menschen dem mit Haß begegnen, der sie bis in den Tod geliebt hat! Nicht weniger beklagenswert ist jedoch die Lauheit und Zurückhaltung, welche zu keiner Entscheidung für Jesu kommt, weil sie nicht achten will auf das Zeugnis, da Gott von seinem Sohne gezeugt hat, und auf die Stimme ihres Gewissens. Am Ende kann ein offener Widersacher noch leichter herumgebracht werden als ein solcher unentschiedener Gamaliel. „Ach, daß du warm oder kalt wärest," spricht deshalb der Herr zu dem Engel der Gemeinde in Laodicea, „weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde." Davor behüte uns Gott! Amen.

Ehrbte.

Der Christ in der Welt.

1. Pet. 2, 11—20.

Mit dem Christenstand ist hohe Würde verbunden. Der Apostel schildert den Lesern seines Briefes diese also: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht." Wer mit so hoher Würde bekleidet ist, muß nun aber auch in der Kraft des heiligen Geistes wandeln und seinem Stand Ehre machen. Unsre Epistel lehrt uns, wie ein solcher Stand im Licht geschieht. Zu allererst in der Enthaltung von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten. Gemeint sind hier die bösen Triebe, unter denen, wenn wir ihnen nachgeben, das geistliche Leben schweren Schaden leidet. Diese Triebe ziehen nach unten, ins Verderben hinein, während das Streben des Christen nach oben hin gerichtet sein muß, himmelan geht seine Bahn; er darf dem Fleisch nicht den Willen, der Lust nicht die Zügel lassen. Ein guter Wandel ziemt dem Christen um seiner selbst willen, aber auch, um andere zu gewinnen, soll er sich in guten Werken üben. Die Heiden schmähten die Christen als Uebeltäter. Durch ihren Wandel traten sie in Gegensatz zu dem heidnischen Wesen und mußten es sich gefallen lassen, verschmäht und verfolgt zu werden. Dies darf sie aber nicht beirren in ihrem guten Wandel. Für sie gilt: „Halte aus! Zion, halte deine Treue!"

Zu einem Wandel im Licht gehört auch die Fügsamkeit unter alle menschliche Ordnung. Zwar legte gerade die heidnische Obrigkeit den ersten Christen ihre schwere Hand auf, aber dem Apostel liegt es fern, zur Widersetzlichkeit aufzufordern, er erkennt vielmehr die Notwendigkeit der bürgerlichen Ordnung an und fordert auf, ihr gehorsam zu sein. Manchmal mag uns dies schwer werden, sind es doch oft gerade die Machthaber, die das Recht beugen und dem Unrecht Vorschub leisten. Müssen wir uns allem fügen? Gewiß es ist nicht verboten, mit gesetzlichen Mitteln auf eine Besserung schlimmer Verhältnisse hinzuwirken, so lange aber eine Obrigkeit im Regiment ist, gibt ihr der Christ, was ihr gebühret. Nicht aus Furcht, sondern um des Gewissens willen ist er gehorsam, wie es Christus auch war. Er kam, um ein neues zu schaffen und doch leistet er Verantwortung vor dem römischen Stadthalter. Der Christ läßt sich nicht im Gewissen binden, aber er gibt jedem die ihm zukommende Ehre. Seine Brüder, die mit ihm im Glauben verbunden sind, umfängt er mit inniger Liebe. Der heiligen Majestät Gottes gegenüber beobachtet er heilsame Scheu, und dem, der im Lande zu gebieten hat, erweist er die Ehrerbietung, die ihm gehört. Steht der Christ in einem dienenden Verhältnis, so ist er nicht nur gütigen und milden, sondern auch harten und ungerechten Herren gehorsam. Muß er unschuldig leiden, so tröstet er sich seines Herrn, der gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. So bleibt sich der Christ, ob es auch mit ihm durch Erniedrigungen geht, seiner Würde bewußt, und hält Treue bis ans Ende.

Friedensbote.—

„Sie gab mir nie Gelegenheit."

Eines Sonntags forderte ich in meiner Predigt alle gläubigen Eltern auf, doch keine Zeit versäumen zu wollen, um mit ihren Kindern über deren Seelenheil zu reden. Ich sagte zu den Eltern: Falls ihr es bisher versäumt habt, mit euren Kindern über das Eine, das not tut, zu reden, so redet heute abend noch mit ihnen. Ihr Mütter werdet nun vielleicht sagen: „Unsere Kinder sind im Bett und schlafen, wenn wir nachhause kommen." Dann geht in ihr Schlafzimmer und weckt sie auf und redet mit ihnen über ihr Seelenheil.

Eine Mutter — dies ist eine wahre Begebenheit — ging nachhause, und ihr kleines Mädchen war im Bett und schlief. Sie weckte es auf und sagte zu ihm: „Hannchen, ich habe noch nie mit dir über dein Seelenheil gesprochen. Der Prediger sagte heute abend, ich sollte dich aufwecken und mit dir noch heute darüber reden."

Hannchen erwiderte: „Liebe Mutter, es hat mich schon öfters gewundert, daß du nicht mit mir über den Heiland geredet hast, aber ich liebe ihn schon seit 2 Jahren."

Die Mutter war tief bewegt. Sie brachte ihre Tochter am Montag zu mir und sagte, man möge das Kind in die Gemeinde des Herrn aufnehmen.

Ich fragte das Kind: „Warum hast du der Mutter nie etwas davon gesagt?"

„O," sagte sie, „die Mutter hat nie mit mir über solche Dinge geredet; sie gab mir keine Gelegenheit dazu."

Dann sagte die Mutter: „Es ist so; ich habe leider an meinen Kindern viel versäumt, aber so der Herr Gnade gibt soll es anders werden. Ich will das Seelenheil meiner Kinder zu meiner täglichen ernstlichen Angelegenheit machen."

C. H. Spurgeon.

Zweimal gerettet.

Es war im Jahre 1852, als in einem Dorfe mehrere Kinder aufs Eis gingen u. sich da fröhlich herumtummelten, bis plötzlich an einer Stelle das Eis brach und ein Knabe sank. Viele Zuschauer standen ratlos da, keiner wagte das Rettungswerk. Plötzlich ertönte der Ruf: „In Gottes Namen!" und über das Eis glitt ein unbekannter Jüngling, zog den mit dem Tode ringenden Knaben heraus und legte ihn seiner Mutter in die Arme. Nachher stellte sich heraus, daß der Retter ein Zögling aus dem Barmer Missionshause war. Jahre vergingen. Der Knabe wurde groß, lernte das Schlosserhandwerk, kam in eine Stadt und ließ sich dort von dem gottlosen Treiben in die Sünde und ins Verderben ziehen, zum großen Schmerz seiner Mutter, welche er mied. An einem Herbsttage kam ihm plötzlich der Gedanke,: „Ich muß heim." Im Dorfe angekommen erfuhr er von einer Frau: „Heute nacht starb deine Mutter!" Das war ihm ein Donnerschlag. Auf dem Kirchhof sagte ihm ein Mann: „Du hast eine gute Mutter verloren." Bald darauf liest er in der Zeitung, es werde ein Missionsfest gehalten. Er geht hin, setzt sich in der Kirche in eine Ecke. Und wer predigt? Jener Mann, der ihn einst aus dem Wasser gezogen hat, und der aus fernen Ländern zurückgekehrt war. In der Rede ruft der Prediger: „Lebt der Wilhelm noch?" Das traf sein Herz. Er geht hinaus, setzt sich unter einen Baum und weint. Zuhause angekommen, betet er, seine Sünden wachen auf. Er hält ihm die Worte Jesu, Matth. 9, 2 vor: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Der Jüngling konnte das Wort Gottes im Glauben fassen, und nun war auch seine Seele gerettet. Als Geretteter lebte er nun auch für den Heiland. Im Jahre 1870 wurde er Krankenpfleger auf dem Schlachtfelde und fand vor Straßburg über dem Verbinden eines Verwundeten, von einer Kugel getroffen, selbst den Tod. In seine Tasche fand man einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Meine Sünden sind mir vergeben."

Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.

Ein junger Prediger war eben ins Amt gekommen. Als Diaconus in einer Landgemeinde hatte er nachmittags von ein bis zwei Uhr die Predigt zu halten. Das war den Leuten keine gelegene Zeit; sie hielten dann ihren Mittagsschlaf. So mußte man denn seine suchenden Blicke über all die leeren Bänke schweifen lassen, um hier und da

einen Hörer und eine Hörerin zu entdekken. Oft war noch kein einziger da, wenn der Herr Diakonus in die Kirche kam mit dem vollen Herzen und der fleißig erarbeiteten Predigt. Da pochte ihm das Blut bis auf den Hals hinauf, ob wohl noch jemand kommen werde oder nicht. Das legte sich wie eine schwere Last auf seine Seele, und er richtete sein Amt nicht mit Freuden aus, sondern mit Seufzen. Indeß er hatte einen alten regelmäßigen Hörer unter seiner Kanzel, einen weißhaarigen, der bisweilen einen leuchtenden Blick nach der Kanzel hinaufschickte, und so oft das geschah, ward es dem jungen Diaconus hell und warm im Herzen. Diesem Alten klagte er einmal seinen Kummer über die leeren Nachmittagsgottesdienste. Und was antwortete der Alte? „Lieber Herr Pastor, denken sie nur immer daran, daß für jede einzelne Seele unser Herr Christus sein Blut vergossen hat!"

Das half. Hinfort ließ der junge Diaconus getrost Gottes Brünnlein fließen und ließ es sich nicht bekümmern, daß so viele Tröpflein im Sande verrannen.

Was blieb dir zum Lieben?

Von Helena Berthold.

An einem Sonntage war es, früh um 8 Uhr. Noch herrschte Stille und Einsamkeit auf dem Centralfriedhofe der Großstadt, denn die Hauptschaaren der Besucher pflegten erst nach beendigten Gottesdienst zu kommen. Holt sich doch selbst der gleichgültigste Mensch am Gedenktage seiner entschlafenen Lieben gern erst Trost in der Kirche, ehe er zu den Gräbern der Verstorbenen wallfahrtet.

Nur ganz am Ende der weiten, hügelbedeckten Fläche, da wo die Reihengräber aufhörten und die Erbbegräbnisse der alten Patrizier begannen, kneite ein einsamer Mann vor einem mit weißen Blüten überfäeten Doppelgrabe.

Eine abgebrochene Säule aus schwarzem Marmor—ein trostloses Symbol für ein Christengrab — stand zu Häupten des Hügels, und mit starrem, brennenden Blick hafteten die Augen des Trauernden auf einer kurzen Inschrift.

„Hans und Georg Weddinghusen" war mit großen goldenen Lettern in den Stein gemeißelt; sonst weiter nichts. Kein biblischer Trostspruch, kein freundliches Erinnerungswort milderte den starren, hoffnungslosen Schmerz, der über diese Grabstätte ausgegossen schien.

„Mein Erdenglück, mein alles, mein Lieben und Hoffen liegt hier für immer begraben!" trostloser konnte dieser Gedanke nicht ausgedrückt sein —

Heftiges Schluchzen erschütterte jetzt den Körper des Knienden, und plötzlich sprang er auf und umschlang mit beiden Armen den kalten Marmor der Säule.

„Mein Hans, mein Georg," stöhnte er laut und überließ sich dann rückhaltslos seinem Schmerze.

Er wußte, er war um diese Zeit ganz allein auf dem Kirchhofe und einem gramzerrissenen und verbitterten Herzen war es eine Wohltat, sich auf diese Weise Luft zu machen.

Verzweifelte Klagreden und heftige Anklagen gegen Gottes Walten entströmten dem Munde des beraubten Vaters, und einem gläubigen Christen hätte wahrscheinlich vor solcher Trauer gegraust.

„Neidischer Gott, was tat ich dir, daß du mir mein ganzes Glück, mein alles nahmst!" murmelten die Lippen des Bedauernswerten, und seine Hände ballten sich zur Faust. „Nein, du bist kein Gott der Liebe, wie die Frommen behaupten! Du bist nicht unser Vater, sondern ein gefühlloses Wesen, dem Jammer u. Schmerz der Menschheit gleichgiltig sind! — O, wie ich dich hasse, du unbarmherziger, mitleidloser Gott!"—

Des Mannes Stimme brach in Verzweiflung und die geballten Fäuste sanken kraftlos zur Seite.

Da schob sich plötzlich eine kleine Hand in seine zuckende Rechte und eine klare Kinderstimme sagte vorwurfsvoll: „Du, so spricht man nicht mit dem lieben Gott!"

Wie von einem Schlage getroffen fuhr Kaufmann Weddinghausen zusammen.

Und noch einmal klang es aus dem Kindermund: „Nein, so spricht man nicht mit dem lieben Gott!"

Da erkannte der reife Mann mit einem Mal, daß er soeben gefrevelt hatte, und voll Scheu und Staunen sah er auf den Ankläger, der vor ihm stand.

Welches Verwundern!

Ein kaum fünfjähriges Mädchen im schwarzen Trauergewande war die Strafpredigerin des Erwachsenen gewesen!

„Nein, so spricht man nicht mit dem lieben Gott, murmelte Weddinghusen fast unbewußt, als er in die vorwurfsvoll und doch mitleidig auf ihn blickenden Kinderauge nschaute.

„Wie heißt du Kleine, und wo kommst du her? fragte er dann gespannt.

„Ich heiße Lieschen Eckhardt," antwortete das Kind harmlos. „Ich habe mit Großmutter Papa und Mama besucht und ihnen schöne, weiße Kränze auf's Grab gelegt."—

In diesem Augenblicke teilte sich das schneebedeckte Fliedergebüsch hinter Mann und Kind, und eine gleichfalls in schwarze Trauer gehüllte Matrone trat zu den beiden.

„Aber, Lieschen, du wirst ja lästig, sagte sie mit freundlichem Vorwurfe.

„Nein, nicht doch!" rief der Kaufmann hastig und faßte die Kinderhand noch fester.

„Sie trauern auch, verehrte Frau," fuhr er mit zitternder Stimme fort, als er die Tränen in dem milden Greisenantlitz gewahrte.

Die Fremde nickte leise.

„Vor einem Vierteljahre starb mein einziger Sohn, und vor vier Wochen folgte ihm meine Schwiegertochter in die Ewigkeit nach. Das Kind hier ist alles, was mir von meinem Erdenglück geblieben ist"

Weddinghusen starrte düster zu Boden.

„Ueberall Jammer und Not! Wie herrlich könnte es auf Erden sein, wenn uns nicht ein finsteres Geschick mit seinen Schlägen verfolgte!"—

„Nein, wenn die Sünde nicht wäre," entgegnete die Greisin sanft. „Durch sie allein sind Not und Tod in die Welt gekommen, denn der Tod ist der Sünden Sold! — Gott aber sei Dank, der uns endlich doch den Sieg gegeben hat, durch Christum Jesum, unsern Herrn. — Nun trauern wir nicht mehr, als die, die keine Hoffnung haben, sondern sprechen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? — Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!"

Wie träumend starrte der Kaufmann in die glaubensfroh leuchtenden Augen der Fremden.

„Und so können Sie sprechen, nachdem Ihnen Gott alles genommen hat? — Beneidenswerter Glaube! Ich meinesteils bin längst an Gott und seiner Liebe verzweifelt."

„O, nicht doch, nicht doch," wehrte die Greisin. „Blieb Ihnen denn gar nichts mehr zum Leben?—Können Sie mir nicht sagen, was Sie so verbitterte?"

„Warum denn nicht?" grollte Weddinghusen, die erste Frage überhörend. „Mit wenigen Worten ist mein Unglück erzählt. Vor acht Tagen entriß mir der grausame Tod meine beiden einzigen Söhne. Meine Frau ist schon lange tot, aber Hans und Georg hatten mich endlich über ihren Verlust getröstet. Meine Jungen wurden mein Stolz und meine Freude. Ihr kräftiges Heranwachsen, ihr herrliches Gedeihen an Leib und Seele bildete mein ganzes Glück. Und nun ist alles vorbei. Im schönsten Alter von zwölf und vierzehn Jahren knickte sie der unbarmherzige Schnitter Tod."

„Armer Mann! Armer Mann!" sagte die Greisin unter Tränen des Mitgefühls. „So sind Sie denn ganz allein und es blieb Ihnen nichts mehr zum Lieben?"

Der Kaufmann sah betroffen auf. Erst jetzt verstand er den Sinn dieser Frage. „Ich habe noch ein Kind, ein Mädchen," stotterte er verlegen. „Aber es ist kränklich und schwachen Geistes, und ich habe mich niemals um das stille Ding gekümmert. Was soll ich auch mit dem elenden Geschöpfchen anfangen? — Ach, meine Jungen, meine schönen Jungen!" schrie er plötzlich mit neu erwachtem Schmerze. „All meine Millionen würde ich hingeben, könnte ich euch damit wieder lebendig machen!" —

Aber die Greisin achtete diesmal nicht auf seine Klagen. „O, Sie reicher Mann," sagte sie ernst, fast vorwurfsvoll, „Sie haben noch ein Kind, ein liebes Kind, dem Sie ihre Liebe schenken dürfen und wollen verzagen! Nein, Sie haben noch lange kein Recht, mit Gott zu hadern! Gehen Sie lieber und geben ihrem armen, mutterlosen Töchterchen, was ihm von Rechts wegen zukommt: Vaterliebe und Vatersorge! Gewiß lohnt Ihnen dann auch geistiges und körperliches Gedeihen der vernachläßigten Kleinen Ihre Mühe. Denn wenn schon keine Pflanze ohne liebende Pflege und Sonnenschein gedeihen kann,

wieviel weniger ein Kind, das bislang im Schatten blühen mußte! Und nun verzeihen Sie der Fremden ihre gutgemeinten Worte, und Gott tröste Sie! Komm, Lieschen, wir müssen eilen, wenn wir noch zum Hauptgottesdienst in unserer Kirche zurecht kommen wollen."

Mit freundlichem Gruß und Händedruck schritt die Matrone von dannen und mit schwer zu beschreibenden Gefühlen starrte der Kaufmann ihr und dem Kinde nach. Sein Gewissen sagte ihm, daß sie recht habe, und von Minute zu Minute mehrten sich die anklagenden Gedanken in seinem Herzen.

O ja, es war ihm noch viel geblieben zum Lieben! Was konnte sein Töchterchen, sein armes Annchen, dafür, daß es von Natur so vernachlässigt war? Brauchte es nicht gerade aus diesem Grunde schon doppelte Liebe? Aber von jetzt ab sollte es gewiß anders werden! Eine ordentliche Sehnsucht überkam ihn mit einem Mal nach dem stillen, blassen Kindergesicht daheim; und über dieser plötzlich erwachenden Liebe zu seinem kleinen Mädchen linderte sich allmählich der starre trostlose Schmerz und die bittere Verzweiflung über den Verlust der Söhne. Als er endlich, um vieles getröstet und aufgerichtet, den Friedhof verließ, stieß er auf den Todtengräber, der ihn respektvoll grüßte.

„Kannten Sie die alte Dame mit dem kleinen Mädchen, die vorhin jenen Gang dort hinabschritt?" fragte er gespannt, denn es lag ihm daran, den Namen derer zu wissen, die ihm eben den rechten Weg gewiesen hatte.

„Ja wohl," antwortete der Mann gesprächig, „das war Frau Professor Eckard, sie kommt fast täglich auf den Kirchhof, denn sie hat unlängst Sohn und Schwiegertochter hier begraben und steht nun mit dem Enkelkinde allein in der Welt. Ihr Mann und drei Töchter sind schon in jungen Jahren gestorben und sie hat ihr Leben lang ihr reichlich Kreuz tragen müssen."

„Und dabei dieses Gottvertrauen und diese gläubige Zuversicht!" dachte Weddinghusen beschämt. „Ob es wohl daran lag, daß sie nie vergaß, wieviel ihr Gott zum Lieben noch gelassen hatte? Aber ich will mir ein Beispiel daran nehmen, und mein armes Kind soll von jetzt ab wissen, daß es auch einen Vater hat.

* *

Zum größten Staunen aller Diener und Dienerinnen suchte der Kaufmann, kaum vom Friedhof heimgekommen, das Kinderzimmer auf. Das war bis dahin noch nicht vorgekommen, und scheu sah die unmittelbare Wärterin Annchens dem Gebieter nach. Verschiedene gegen ihren Pflegling verübte Nachlässigkeiten fielen ihr ein und machten sie bange.

Unterdessen betrat Weddinghusen das geräumige Gemach, indem sein einziges Kind einsam und verlassen an einem Spieltischchen saß und mit blöden, gleichgiltigen Blicken auf die ringsherum aufgehäuften Spielsachen schaute. Der düstere Traueranzug machte das blasse Gesichtchen noch blasser, zumal die dünnen, ungepflegten Härchen dem Kinde wirr und ungekämmt in die Stirne fielen.

Mit scharfem Blick erkannte der Kaufmann die Untreue der Wärterin. „Noch heute soll sie aus dem Hause," murmelte er zornig, ließ aber gleich die geballte Faust sinken. Durfte er der bezahlten Fremden Vorwürfe machen über ein Unrecht, das er selbst, der eigene Vater, jahrelang begangen hatte? „Es soll anders werden, ganz anders!" gelobte er abermals in seinem Herzen. „Annchen, kleines Annchen, komm her zum Papa!" rief er dann leise mit zärtlicher Stimme.

Erschrocken hob die Kleine bei den ungewohnten Tönen den Kopf und ängstlich hefteten sich die blöden Augen auf den Vater. War das wirklich der Papa, der sonst nie ein freundliches Wort für sie hatte? Mit leisem Schmerze las Weddinghusen den unbewußten Vorwurf in den Blicken des armen Geschöpfchens, und mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit hob er das Töchterchen in die Höhe und drückte es an seine heftig wogende Brust. Jetzt begann das Kind zu verstehen. Mit spitzem Fingerchen tippte es die Träne von des Vaters Gesicht und lehnte zutraulich die blasse Wange daran. „Nicht weinen, lieber Papa! Hat Papa jetzt Annchen auch ein bischen lieb?"

Der Kaufmann stöhnte vor innerer Qual. Was hatte er an diesem Kinde gesündigt und wie viel, wie viel war ihm zum Lieben geblieben. „Mein Kind, mein einziges Kind, ja, ich hab dich lieb!" schluchzte er und bedeckte das schmale Gesichtchen mit seinen Küssen.

An diesem Tage kam Annchen nicht mehr von des Vaters Seite und mit Herzklopfen beobachtete der Kaufmann das beglückte Kind. Es wollte ihm scheinen, als ob der Gesichtsausdruck der bis dahin so schmachvoll vernachlässigten Kleinen lange nicht mehr so stupid und blöde als am Morgen war. Wer weiß, vielleicht konnte es noch einmal alles gut werden! —

Weddinghusen hatte sich nicht getäuscht. Zu seiner unbeschreiblichen Freude entwickelte sich Anna unter der sorgenden Liebe und Pflege des Vaters langsam aber stetig zu einem normalen Kinde. Mit vierzehn Jahren war sie nicht klüger und nicht dümmer als tausend andere Mädchen ihres Alters. Sie war keine Schönheit geworden, aber sie besaß ein freundliches, angenehmes Gesicht, mit guten, treuen Augen und dazu ein goldenes Herz. Die Liebe die der Vater ihr so spät geschenkt hatte, vergalt sie ihm hundertfältig.

Alle Tage dankte Weddinghusen Gott auf den Knieen für das Kleinod, das ihm nach dem Verlust seiner Söhne geblieben war.

Frau Professor Eckard und ihrem Enkeltöchterchen stand er seit jenem traurigen und doch so gesegneten Sonntage sehr nahe, denn er konnte niemals vergessen, was er diesen beiden durch Gottes Gnade zu verdanken hatte.

Die trostlose, abgebrochene schwarze Säule auf dem Grabe seiner Söhne hatte er längst entfernen lassen. An ihre Stelle war ein schönes, weißes Marmorkreuz getreten, auf dem unter dem Namen der Brüder der herrliche Spruch stand: „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides." — Jer. 29. 11.

Ev. Zeitschrift.

Vereinigte Staaten

Colorado.

Berthoud, Colo., den 17. Juli 13. Friede als Gruß, lieber Br. Wiens, sowie alle werte Rundschauleser hier und in der alten Heimat, Rußland. Ich wollte hiermit den vielen Freunden, Verwandten und Bekannten zu wissen tun, daß wir uns noch alle unter den Lebenden, d. h., auf dem Kampfplatz befinden. Doch von meiner lieben Frau muß ich berichten, daß sie gegenwärtig sehr schwach und leidend und bis zum Gerippe abgemagert ist. Sie hat zuzeiten solche Schwäche, daß sie sich so fühlt, als sei sie mit einmal tot und sie mich dann frägt: „Was ist das eigentlich mit mir!" Sie sagt auch oft, sie ist nicht lebenssatt — sie ist ja nur achtundfünfzig Jahre alt — sondern lebensmüde. Jeder, der sie sieht, wundert sich, daß sie noch so „herum" sein kann, wofür wir auch besonders dankbar sind. Auch hat sie nicht über große Schmerzen zu klagen. Ueberhaupt möchten wir nicht murren oder klagen, sondern uns viel mehr mit den bekannten Worten des Apostels Pauli trösten, wenn er sagt: „Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.

Der werte Bericht von Alexandropol, Rußland war interessant für uns zu lesen. Dankend grüßen wir den Schreiber herzlich, sowie alle gewesenen Nachbarn. Br. Johann Wedel auch gestorben, und so lichten sich die Reihen je mehr und mehr. Einen genauen Bericht von den noch vorhandenen, weggezogenen und verstorbenen Nachbarn würden wir gerne lesen. Und das Jubiläumsfest?

Die Ernte fällt hier mittelmäßig aus, die Rübenernte wohl auch so. Der Regen ist dieses Jahr beinahe gänzlich ausgeblieben, und dabei war es beinahe alle Tage gleichmäßig heiß. Doch jetzt sind die Rüben bereits bewässert. Die Erbsenernte ist im vollen Gange, noch eine Woche, dann ist sie beendigt, dann fängt das Dreschen an. Grüßend verbleiben wir eure Freunde

Jak. M. Thießens.

Kansas.

Buhler, Kans., den 18. Juli. Ich berichte der lieben Rundschau, daß es dem Herrn gefallen hat, Abraham Regalsky aus diesem Leben in die Ewigkeit zu ver-

setzen. Hiermit mache ich Geschwister und nahe Verwandte damit bekannt, daß er schon lange leidend gewesen ist. Zuletzt kam es soweit, daß er von der Gemeinde gepflegt werden mußte. Er war mit seiner Frau und Kinder schon mehrere Jahre aus einander, so daß er für sich selbst lebte. Er war vor zwei Jahren noch im Armenhaus in der Countystadt Hutchinson, dann in der letzten Zeit haben sie ihn nach Goessel ins Hospital gebracht, wo er bis zu seinem Ende war. Er konnte in der letzten Zeit schon nicht was sprechen; er schrieb dann seine Anliegen auf Papier. Das letzte Mal, als ich dort war, hat er auch mir berichtet, daß er eine selige Hoffnung hatte.

Sie sind 1886 von Rußland ausgewandert und haben hier in Marion und Reno County gewohnt und viel mit Armut zu kämpfen gehabt. Seine Familie besteht aus fünf Mädchen und einem Sohn. Die Frau wohnt bei ihrem Sohn. Sein Ende war wohl teilweise auf einen Schlaganfall zurückzuführen. Die letzten Tage hat er noch auf einem Rollstuhl gefahren, weil er nicht mehr gehen konnte. Seine noch lebende Frau ist eine Maria, geborene Fast, meiner Frau Schwester. Sie sind so im Jahre 1872 in den Stand der Ehe getreten, was nicht die besten Folgen hatte. Doch der Herr weiß alles am besten zu lenken. Die Kinder sind auch zerstreut: Eine ist in California, eine in Oklahoma und die andern hier in Kansas. Ich kann aber nicht über ihre Verhältnisse berichten.

Ich berichte auch allen Freunden hüben und drüben, daß wir gesund sind und auch unserm Ende immer näher kommen. Wir sind auch schon in den sechziger Jahren. Wir warten auf den Heiland, wenn er kommt!

Euer aller Mitpilger nach der himmlischen Heimat.

A. J. Böse.

Moundridge, Kansas, den 16. Juli 1913. An den Editor und alle Leser einen Gruß. Ich will erstens berichten, daß es hier, wie auch im ganzen Westen immer trocken und heiß war. Jetzt hat sich der Wind nach Norden gewendet, wodurch es etwas abgekühlt ist und alles sich erfrischt fühlt.

Der Ertrag an Weizen ist nur gering, doch dem Herrn sei Dank auch für dies. Corn wird es keins geben, Langfutter, wie Heu und Alfalfa ist jetzt schon sehr teuer. Was wird das zum Winter werden? Da wird es wohl das beste sein, das Vieh verkaufen, weil es noch einen Preis hat.

Gestern 11 Uhr vormittag ist die Frau des John Risser, die schon lange an Magenkrebs litt, gestorben. Sie soll Freitag, den 18. Juli 10 Uhr vormittag von der Westzionskirche aus begraben werden.

Am vierten Juli ist der wohlbekannte Herman Hätky, den wir wohl das erste als deutschen Farmer kennen gelernt haben, gestorben. Wir haben oft bei ihm angehalten, als wir noch als Unbekannte reisten, und fanden immer gute Aufnahme bei ihm, wiewohl er selbst fleißig in der Grobschmieds-Werkstatte schaffte. Seine Frau war sehr gastfreundlich im Hause, wofür wir sehr dankbar waren.

Der Bruder Peter Ratzlaff in Buhler, der schon neun Jahre krank war und in letzter Zeit im Hospital gewesen, ist letzten Sonntag elf Uhr nachts gestorben. Er ist am nächsten Montag nach Buhler gebracht und am Mittwoch dort begraben worden. Es wird wohl mancher etwas genauer berichten können als ich. Der Herr hält seine Ernte, kommt es auch bis uns? Wohl dem, der dann bereit ist.

Weil ich dies schreibe, passierte hier auch ein Unglück bei der Dreschmaschine. Ein Junge, wohl 16 Jahre alt, hat sich mit der Gabel durch den Leib gestochen, und es ist dies so wunderbar zugegangen, daß es niemand von den andern gesehen hat, und die Aussagen stimmen nicht überein. Wie es vor Gericht ausgesagt ist, wollte er auf einen Weizenhaufen laufen und hat die Gabel an den Zinken gehalten und ist unglücklicherweise hineingefallen. Dann ist er noch zum Ingenieur gelaufen und hat ihm gesagt, daß er sich gestochen habe. Da war es ihm schwarz vor den Augen geworden, sei hingefallen und in 20 Minuten tot gewesen. Sie hatten nach dem Doktor gephont und als der gekommen war und untersucht hatte, hatte er gefunden, daß die Gabel 8 Zoll tief hinein gegangen war. Er soll nächsten Sonntag begraben werden.

Heut' lebst du, heut' bekehre dich,
Eh's morgen wird, mag's ändern sich.

Du weißt nicht, ob du morgen noch Zeit hast, darum verschwendet nicht eure Zeit, liebe Jugend; wir können nicht für morgen bürgen. Es hat mich nie gereut, daß ich mich in meiner Jugend dem Heiland übergeben habe. Doch muß ich sagen, daß meine Wege besser sein sollten, als sie waren; aber solange als wir noch hier sind, haben wir immer Zeit vorwärts zu eilen daß wir Jesum immer ähnlicher werden, allem absterben, was uns den Weg zum ewigen Leben schwer macht. Ich schließe hiermit mein geringes Schreiben.

D. J. Friesen.

Gypsum City, Kansas, den 17. Juli 1913. Einen herzlichen Gruß an den Editor und alle Rundschauleser! Da ich schon lange nicht für die Rundschau geschrieben habe, will ich es heute wieder tun. Ich lasse alle wissen, daß wir nicht mehr bei Collinsville, Oklahoma, wohnen, sondern wir sind wieder nach Marion Co. Kansas, auf unsere alte Farm gezogen. Nun, man fühlt sich dann auch wieder besser, wenn man sich alles so einrichten kann, wie man es gern hat. Denn beim Herumrenten heißt es immer: Es lohnt sich nicht, etwas zurecht zu machen. Nun, ich stimme ganz mit jenen überein: Wer ein Heim hat, der sollte zufrieden sein, denn beim Herumziehen hat man nicht Gewinn. Denn Gott regiert ja überall, und Mühe und Arbeit ist auch überall zu finden.

Die Witterung ist sehr trocken und heiß. Wir hatten hier bei uns diesen Sommer no chkeinen durchdringenden Regen. Der Weizen ist aber doch noch ziemlich gut geworden. Die Leute dreschen schon aus den Hocken, ich habe aber noch nicht gehört, wieviel Buschel es vom Acre gibt. Der Hafer ist nur gering. Corn und Kaffircorn sind noch schön grün. Wenn es sehr bald regnet, dann können wir noch eine gute Ernte davon bekommen. Kartoffeln wird es nur eine halbe Ernte geben, weil die Käfer so schlimm waren. Das übrige Gemüse ist ja auch noch grün.

Jetzt gehe ich noch zu den Freunden und komme zuerst zu dir, Elisabeth Schulz, Saskatchewan. Du wirst dich wohl wundern, warum ich so lange stille war. Ich habe deinen lieben Brief im Winter erhalten und wollte auch gleich antworten, aber wenn man sich nicht daran macht, dann verbleibt es von einer Zeit zur andern. Du schreibst, daß du schon Großmutter bist. Diese Ehre haben wir noch nicht. Du frägst in deinem letzten Bericht in der Rundschau nach Benjamin Ecken, wo sie wohnen. Sie wohnen acht Meilen östlich von uns, ich weiß aber ihre richtige Adresse nicht. Wenn die trockene Zeit erst beendigt sein wird, werden wir einmal hinfahren, denn sie sind ja auch mit uns noch etwas verwandt. Dann werde ich dir ihre Adresse senden. Nun sei noch herzlich von mir samt Kindern gegrüßt. Der Herr möge dein Beistand sein in deinem Witwenstande.

Dann gehe ich noch zu meinen Geschwistern in Pawnee Rock. Seid auch ihr alle von mir gegrüßt. Der Herr hat auch euch in letzter Zeit oft tiefe Wege geführt. Wollen es aber alles annehmen, als einem Züchtigung vom Herrn, er will uns damit immer mehr zu sich ziehen.

Was macht ihr Collinsviller? Seid auch alle herzlich von mir gegrüßt! Seid ihr dort noch immer mutig? Ich denke noch oft an euch. Wenn es nicht so weit wäre, dann hätte ich euch längst einmal besucht. Hoffentlich kommt ihr bald und besucht uns. Denn nach Inman, Kansas, werdet ihr ja bald zu euren Eltern und Geschwistern auf Besuch kommen und dann ist es ja auch nicht mehr so weit bis uns.

Mrs. Isaak Neufeld, deinen lieben Brief habe ich längst erhalten und hätte auch schon längst geantwortet, aber ich dachte, der Jakob würde schon alles erzählen. Er kam mit den Sachen glücklich heim. Jetzt ist er nach Nebraska gefahren, dort Arbeit zu suchen; denn er meinte, er habe hier nicht genug Arbeit mit den Buben. Er schreibt aber, daß dort schon viel Arbeitssuchende sind und daß er nur auf drei Tage Arbeit bekommen hat. Hoffentlich bekommt er bald mehr. Er wollte bald wieder schreiben und dann sollten die Buben auch hinkommen.

Nun grüße ich noch meine Schwiegerel-

ten in Oklahoma, auch Onkel Peter Unruh und Schwager Peter Ecken. Kommt doch einmal alle und besucht uns, wir würden uns sehr freuen.

Nun will ich schließen. Mit bestem Wohlwunsch verbleibe ich

Aganetha Eck.

Minnesota.

Mountain Lake, Minn., den 18. Juli 1913. Mit der Ernte sieht es hier bis jetzt noch recht schön; Winterroggen und Gerste werden schon geschnitten. Auch ist schon ziemlich viel Heu zusammen gebracht worden.

Von uns im Westen und Südwesten, bei Jackson, Fulda und Lakefield herum, hat ein verheerender Hagelsturm, die Ernte auf langen Strecken total vernichtet; auch sind viele Fensterscheiben zerbrochen und viel Schaden an den Fruchtbäumen dadurch entstanden.

Nachdem das Wetter in letzter Zeit ziemlich warm gewesen, haben wir es jetzt dunkel mit etwas Regen aus dem Osten, welches in der Heuernte ziemlich Aufenthalt bereitet.

Das Versammlungshaus der M. B. Gemeinde in Mt. Lake geht seiner Vollendung entgegen. Die Pflasterarbeit kam vor etlichen Tagen zum Abschluß und jetzt fehlt noch die sogenannte Finisharbeit von innen. Es gibt ein schönes Versammlungslokal mit einem Basement unter demselben, welches bei Festen sehr gelegen kommen wird. Auch die hiesige Bergfeldergemeinde, gerade nördlich an derStadtgrenze, hat in den letzten Tagen ihre Kirche abgebrochen, und an deren Stelle soll ebenfalls eine neue, besser eingerichtete gebaut werden. In den letzten Tagen sah man dort Männer und auch Frauen an der Arbeit, ein Zeichen, daß sie es ernst meinten und ein Herz zum Bauen hatten. Möge Gottes Reich sowohl nach innen als nach außen gebaut werden.

Am 4. Juli fand im nördlichen Versammlungshause, wie gewöhnlich, ein Missionsfest statt; das Wetter war schön und viele versammelten sich daselbst. Als Festredner war H. F. Töws, Hillsboro, Kansas, eingeladen worden, der uns zweimal an dem Tage mit dem Wort der Predigt in Bezug der Mission diente. Nachmittag fand dann, wie schon eine Reihe von Jahren, der Missionsausruf statt. Die Summe, die an diesem Tage für Heidenmission zusammen gebracht wurde, war nahe an $500.00. Möge der treue Herr es zu seines Namens Verherrlichung und zum Aufbau seines Reiches segnen. Am selben Tage waren auch in der Bruderfelder Kirche Kinderfest und in der Bruderthaler - Gemeinde vormittags Missionsfest und nachmittag Kinder oder Sonntagsschul-Fest.

Letzten Freitag erhielten wir einen sanften Landregen und den darauffolgenden Tag recht starken Wind, der viel von der noch grünen Frucht von den Bäumen schüttelte. Auf Stellen, wo die Bäume etwas frei standen, ohne Schutz, fiel sogar mehr wie die Hälfte ab.

Schwester Katie A. Penner, vom Mennonitischen Hospital zu Beatrice, Nebr., hielt hier einen Tag an auf ihrer Durchreise nach Fairboult, Minn., zur Diakonissen-Konferenz, und besuchte hier einige ihrer Freundinnen und Bekannten. Schwester Anna Janz von dem hiesigen Hospital, begleitete sie dort hin.

Die einzige Tochter unsers Bankiers J. H. Dickman im Alter von etwa 9 Jahren starb letzte Woche nach einem kurzen, recht schmerzhaften Krankenlager und wurde Donnerstag, den 10. von der Bethelkirche aus zur letzten Ruhe bestattet.

Grüßend,

J. C. Dick.

Nebraska.

Beatrice, Nebr., den 15. Juli 13. Von liebem, werten Besuch ist aus unserer Gemeinde zu berichten. Zuerst war es Missionar J. B. Frey, der mit 2 Indianermädchen seiner kleinen Gemeinde, die dort aus den Heiden mit Gottes Hilfe gesammelt werden durfte, hier war. Es wurde uns sehr interessant von manchen wunderbaren Gebetserhörungen erzählt. — Dann hat unsere Gemeinde eine köstliche, segensreiche Feier am 4. Juli haben dürfen. Im schönen schattigen Walde des Bruder J. A. Zimmermann durften wir uns um 3 Uhr nachmittags versammeln. Es war für genügend Stühle für die ältern Gemeindeglieder gesorgt worden, während ein großer Wagen diejenigen, die kein Fuhrwerk hatten, hinausbrachte. Die große Hitze des heißen Tages spürte man nicht in dem tiefen Schatten dieses sehr schönen Platzes. Es war ein frohes Begrüßen und liebliches Beisammensein vieler, die sich sonst doch nur selten treffen. Wir hatten das hohe Vorrecht und den Segen, den Aeltesten H. D. Penner aus Hillsboro, Kansas, in unserer Mitte zu haben und durften seinem schönen interessanten Vortrage dort lauschen. Seine deutliche Aussprache half auch den älteren Gemeindegliedern, jede Silbe zu verstehen und dem Gedankengang folgen zu können. — „Gott grüße dich!" sang der Chor unseres Vereins Christlichen Strebens zum Beginn des schönen Festes.

Wer wollte sich wohl unterwinden, einen Auszug wiederzugeben von der Gedankenfülle dieses Redners und Predigers von Gottes Gnaden! Jemand sagte: „Noch nach Jahren wird unsere Gemeinde dieses Tages gedenken." Am Vormittag darauf hörten wir den lieben Bruder in unserer Landkirche predigen und am Abend lauschten wir seiner „Vorlesung, wie er es nannte, in der Stadtkirche, über „das schwimmende Eisen", 2. Könige 6, 1—7. Wir hörten eine wunderbar klare, köstliche Auslegung. Die Frage: „Wo ist's entfallen?" zeigte uns, daß wir die Schuld, die Sünde, nicht bei andern, auf falschen Stellen, suchen, sondern da, wo sie zuerst zu finden ist, im eigenen Herzen.

Unsere Stadt Beatrice ist ganz auf dem Wege, sich zur Großstadt zu entwikkeln. Mehrere unserer Straßen sind neu gepflastert und mit Asphalt überzogen, worauf es sich eigentümlich leise fährt. Die Telephon- und Telegraphendrähte sind unter die Erde verlegt worden und Kandelaber mit 5 Armen erleuchten des Abends mit ihrem vornehmen Licht die Hauptstraßen.

Man kann sich in unserer Stadt an vielen schönen, villenartigen Gebäuden mit geschmackvollen Blumenanlagen davor erfreuen; aber die seltene Blumenpracht, der deutsche Geschmack und die deutsche Akuratesse in den Gartenanlagen unseres Kunstgärtners Sonderegger sollte sich jeder Garten- und Blumenfreund ansehen! Dort befindet sich in einem künstlich angelegten Gewässer eine kleine Insel und zu dieser führt uns eine aus Baumstämmen gefertigte zierliche Brücke. Auf einer geschmackvoll angelegten Ruine und Grotte wachsen dort üppig in seltener Pracht blaue Tannen und andere Nadelhölzer und Gesträuche. Der Unterzeichnete sah auf seinen Reisen viel schöne Parkanlagen, aber wo besonderer Geschmack und Sauberkeit herrschte, arbeitete ein deutscher Gärtner.

Freudig überrascht wurden wir vor einigen Tagen durch den Besuch des Prof. J. H. Langenwalter von unserem Bethel College in Newton, Kansas, in dessen Interesse er seine Ferienzeit opfert! Wir haben hier eben eine große Hitze, oft 35 Grad Reaumur, und es ist eine ermüdende, fast aufreibende Arbeit, Besuche zu machen mit den damit verbundenen Erklärungen und Auseinandersetzungen, obgleich es auch ermutigend und wohltuend sein muß, die Liebe und Hochachtung zu erfahren, welche dem Lehrer seiner Schüler, deren es in unserer Gemeinde schon viele gibt, entgegengebracht wird! Und wie kann es anders sein, wenn in so liebevollerWeise auf dem köstlichen Grunde gebaut wird, wo Jesus Christus der Grund- und Eckstein ist! —

Viel Segen ist schon durch viele Lehrer und auch Missionare, die in Bethel College ihre Ausbildung erhalten haben, hinausgetragen worden in dieses Land der religionslosen Schulen. Freudig und gern sollten unsere treuen Gebete und reichlichen Gaben diese Quelle so vielen Segens unterstützen.

Am 14. des Monats durfte unser lieber Aeltester Gerhard Penner im großen Verwandtenkreis in Rüstigkeit und Frische seinen Geburtstag feiern. Er wurde 77 Jahre alt. Bruder Langenwalter hielt eine köstliche Ansprache und betete mit uns und so wie er sagte: Seine Worte werden vergessen, aber das von ihm angeführte teure Gotteswort: Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden";

dieses Gotteswort wollen wir alle festhalten! —

Die Weizen- und Haf面ernte war hier sehr ergiebig. Es ist schon viel gedroschen worden. Wie die Cornernte bei diesem heißen und trockenen Wetter ausfallen wird, steht in Gottes Hand.

Einen freundlichen Gruß an alle Leser, von

Andr. Wiebe.

Scotts Bluff, Nebr., den 13. Juli 1913. Werter Editor und Leser der Rundschau!

Weil aus dieser Gegend nicht in der Rundschau berichtet wird, dachte ich, wieder einmal etwas zu schreiben, und gleich meinen Onkel J. Heinrich Stumpf zu fragen, wie das ist, daß ich keine Antwort von euch bekomme. So seid denn recht herzlich alle gegrüßt und schreibt, bitte! Nun gehe ich nach Warenburg, Rußland, wo ich noch eine Schwester habe. Liebe Schwester, schreibe mir einmal, wie es zuhause ist, wie es euch geht und wie es mit der Ernte aussieht. Bei uns ist es diesen Sommer sehr trocken trocken, aber trotz der Trockenheit steht die Frucht sehr schön, aber die Zuckerrüben müssen Regen haben. Es sind noch etliche zu klein, bewässert zu werden. Wir haben oft trübes Wetter, aber keinen Regen. Nun, möchte der liebe Gott bald kommen mit einem schönen Regen.

Ich grüße auch J. Konrad, Kißlin, und eure Eltern, wenn sie noch leben. Bitte, dies meiner Schwester zu lesen zu geben. Ich grüße euch alle, sowie auch unsere Mutter Göbel, wenn sie noch lebt; auch alle Schwestern und Schwäger und alle hüben und drüben, die unser gedenken. Bitte alle um Briefe.

H. u. Maria Göbel.

Henderson, Nebr., den 14. Juli 1913. Gruß der Liebe an Personal und Leser der Rundschau! Weil von hier so wenig berichtet wird, will ich berichten, daß der Weizen mehrenteils zusammengefahren ist. Der Weizen ist durchweg gut. Der Hafer wird jetzt angefangen zu schneiden. Er ist infolge der großen Hitze schwach. Corn bedarf bald Regen. Beten wir: „Herr schenk einen milden Regen, denn mein Herz ist dürr wie Sand!" Ja, bei der Hitze bei Tage und Nacht wird man leiblich und geistlich schwach u. erschöpft. Der Gesundheitszustand ist im allgemeinen gut.

Von Langham, Saskatchewan, hören wir ja so wenig in der Rundschau, und sind doch so viele gute Schreiber dort. Nun einmal zur Feder gegriffen!

In der Brüderkirche feierten sie den 4. Juli den Sonntag darauf. Das ist Gottes Wort gemäß, auch Nationalfesttage biblisch und gottgefällig zu feiern. — Auch war vor einigen Sonntagen Tauffest bei den Brüdern. Ja, gebe es der treue Heiland, daß täglich zu den verschiedenen Gemeinden hinzugetan würden, die gläubig werden.

Wann werden sich die verschiedenen außer der katholischen Kirche stehenden Gmeinden einigen in Mission und allgemeiner Arbeit voranzugehen? Das Paulisch-, Apollisch- oder Christischsein vorgeben langt nicht zu nach meinem Dafürhalten.

Es freute mich herzlich, den Ausfall des Bruder Friesen, Ringwood, Oklahoma zu lesen, sollten aber nicht vergessen, daß Bismark die 10 Freijahre beim russischen Kaiser bewirkte. Wie mangelt es doch bei den Deutschen am Nationalgefühl! Es fehlt ja überall so sehr viel. Gruß und Wohlwunsch an Herausgeber und Leser der Rundschau.

John Böhr.

Oklahoma.

Boyd, Okla., den 11. Juli 1913. Werte Leser des Zionsbote! Muß euch heute eine Trauerbotschaft bringen, welche unsern Schwager und Bruder H. H. Unruh betrifft. Es ist ungefähr ein Jahr, daß unser Schwager sehr krank im Typhusfieber lag, von welcher Krankheit er wieder so viel gesund wurde, daß er wieder etwas arbeiten konnte. Doch ganz hergestellt und gesund geworden ist er nicht. Vor ungefähr drei Monaten wurde er wieder schlechter, worauf er dann noch nach Kansas fuhr, um ärztliche Hilfe zu suchen, doch vergebens. Als er dann den 24. Juni heimkam, legte er sich ins Bett, von welchem er auch nicht mehr aufgestanden ist. Als es dann mit ihm immer schlechter wurde und es schien, als wenn der Herr unsere Gebete nicht erhörte (wir und auch er haben den Herrn viel gebeten um seine Gesundheit), schickten wir seinen Eltern und Geschwistern Nachricht, daß wir glaubten, daß Heinrich sehr krank sei. Die lieben Eltern haben dann auch noch Gnade gehabt, daß sie 2½ Tage ihren lieben Sohn konnten pflegen helfen. Auch meine Schwester Anna hat's sehr schwer gehabt, ihn Tag und Nacht zu bedienen, welches ihm am liebsten war. Doch haben auch andere Geschwister herzlich teilgenommen. Trotzdem er bereit war, war es ihm doch schwer, seine liebe Anna und drei kleine Kinder, Herbert, Lula und Heinrich zu verlassen. Doch war er ergeben und schickte sich in den Willen des Herrn. Montag, den 7. Juli, 3 Uhr nachmittags schlug seine Erlösungsstunde. Schon am Vormittag merkten wir und er auch, daß sein Atem anders ging. So wünschte er, daß wir noch beteten, welches wir auch taten. Dann bis Nachmittag wurde ihm das Atmen wieder schwerer und als Anna, seine liebe Frau, ihn fragte, ob wir noch etwas tun könnten, sagte er: „Betet!" Als wir noch wieder kurz alle zugleich gebetet, gab er seiner so heiß geliebten Anna den letzten Kuß. Dann schlief er ganz ruhig ein und ging getrost hinüber, wo kein Schmerz und kein Scheiden mehr sein wird. Mittwoch, den 9. Juli 2 Uhr nachmittags fand das Begräbnis statt. Gekommen waren zum Begräbnis die Folgenden: Die Eltern H. M. Unruh schon vor dem Begräbnis, die Eltern P. L. Jantzens von Korn, Oklahoma, M. M. Just, Peter Just, Jakob Bergtholds, Adolf Unruhs, Fred Just, Wilhelm Just und Wilhelm Heins.

Br. G. Bartel machte im Trauerhause einige wichtige Bemerkungen über Hiob 14 einige Verse und 1. Petri 1, 13 bis Ende. Dann ging es nach dem Schulhaus, weil unser Versammlungshaus zu klein ist. Hier war er das letzte Mal in unserer Versammlung, doch schon als Leiche. Zuerst sprach Br. K. D. Willems von Hooker über Ev. Joh. 11, 5; dann sprach Br. P. P. Rempel, Hillsboro, Kansas, über 1. Petri 1, 9. Die Brüder sprachen tröstlich zu der Trauerversammlung und besonders zu uns schwer Betroffenen.

Dann sprach Br. M. M. Just einige Worte in englisch. Br. G. Bartel las dann noch das Lebensverzeichnis des lieben Schwagers vor und nachdem Freunde und Verwandte den letzten Blick getan, wurde die Leiche in unserm Friedhof zur letzten Ruhe gebettet, als Br. F. Just am Grabe gebetet, schieden wir mit der Frage: Wer wird der nächste sein? Die lieben Sänger haben schöne Lieder des Trostes gesungen. Der Herr wird solches alles lohnen.

Heinrich Unruh wurde geboren im Jahre 1881, den 26. Dezember bei Hillsboro, Marion, Co., Kansas. Im Jahre 1893 zog er mit seinen Eltern nach Oklahoma, bei Fairview. Hier wurde er von seinem verlorenen Zustande außer Christo überzeugt, suchte und fand Vergebung der Sünden im Blute des Lammes, wurde getauft und in die Mennoniten Brüdergemeinde zu Nord-Hoffnungsfeld aufgenommen, in welcher Gemeinschaft er auch ein treues Glied geblieben ist bis zu seinem Ende. Er verheiratete sich im Jahre 1904 mit der jetzt trauernden Schwester Anna Unruh, geborene Just. In dieser Ehe wurden ihnen drei Kinder geschenkt, zwei Söhne und eine Tochter, welche jetzt samt seinen lieben Eltern und Schwiegereltern und Geschwistern und allen lieben Freunden seinen so frühen Tod tief betrauern. Er hat in dieser so liebevollen und glücklichen Ehe gelebt 9 Jahre, 3 Monate und 2 Wochen. Krank gewesen beinahe ein Jahr. Seine Krankheit war wohl Typhusfieber. In dieser Krankheit war er geduldig und gottergeben. Die letzte Zeit, die er im Bett zugebracht, waren zwei Wochen. Er starb im völligen Glauben an seinen Erlöser und bei klarem, seligen Bewußtsein seiner Annahme bei Gott den 7. Juli 1913 um 3 Uhr nachmittags. Hat also sein ganzes Alter gebracht auf 31 Jahre, 6 Monate und 11 Tage.

Im Auftrage meiner trauernden Schwester,

H. M. Just.

Aus Zionsbote.

Enid, Oklahoma, den 14. Juli 1913. Werter Editor und Leser! Da die Rundschau hier fast in allen Häusern der

Deutschen gelesen wird, so möchte ich mich besonders an die Leser in Garfield Co., Oklahoma, wenden.

Nicht lange zurück schrieb ich über die „Freie Ausstellung“, die dem Volk bald zur Wahl vorgelegt werden soll. Diese ist jetzt von den Komissionären bewilligt und wird den 5. August dem Volk zur Wahl vorgelegt werden. So, wie die Wahl es entscheiden wird, werden wir es haben, ohne daß wir je etwas daran werden ändern können.

Dieser Name „Freie Ausstellung“ ist irreführend, denn da ist durchaus nichts frei. Die Taxe wird erhöht von $4.00 bis zu $6.00 auf ein Viertel Land, nach dem Wert desselben, und so im Verhältnis alles, was einen Wert hat. Dieses soll ja dann wieder ein jeder alles in Prämien zurückbekommen. Jedoch, wieviel wirst du zurückbekommen? Wenn jeder etwas zur Ausstellung bringt, dann mußt du deinen Platz bezahlen, wo du deine Sachen ausstellst. Dieses ist keine kleine Summe, da die Kosten der Ausstellung und die der Gebäude daraus bezahlt werden müssen.

Wählt gegen diese „Freie Ausstellung“ am 5. August 1913 und nehmt auch jeder alle mit, die sich dazu bewegen lassen. Wählt jetzt dagegen und ihr werdet es nimmer bereuen!

Grüßend,

C. P. Regier.

Canada.

Saskatchewan.

Ernfold, Sask., den 11. Juli 13. Einen Gruß an den Editor und alle Leser! Seit ich das letzte Mal an die Rundschau schrieb, ist manches vorgefallen, man kann wohl sagen, daß zum Teil frohe und zum Teil trübe Tage gewesen sind.

Besonders waren es frohe Tage für mich, denn ich hatte auch das Vorrecht, daß ich der Konferenz bei Dalmeny, Saskatchewan, beiwohnen durfte. Wir waren 92 Personen, die sich die Tickets in Herbert kauften und hinfuhren. Einige fuhren wohl nur, um ihre Freunde zu besuchen, unter welchen auch die Nachbarn H. Wienßen und J. Berg waren. Wir mußten in zwei Eisenbahnwagen fahren, da wir lange nicht alle in einem Platz fanden. Br. P. Kröker hatte für billige Tickets gesorgt und es war ihm gelungen, dieselben fast für den halben Preis zu bekommen, nur $9.35 anstatt $18.00. Bruder Kröker war unser Geleitsmann.

Wir kamen den 23. in Dalmeny an, und zwar halb ein Uhr nachmittag. Für Fuhrwerke hatten die Geschwister reichlich gesorgt, und so ging es zu den lieben Geschwistern zu Mittag. Ich fuhr mit Br. C. Löwen mit, welcher noch mein kleiner Vetter ist. Ja, ja, Bruder Cornelius, ich sage nochmals Dankeschön für die freundliche Aufnahme. Nachmittag ging es zum Versammlungshause, wo dann alles geordnet wurde zum kommenden Tage. Sonntag, den 24. war da große Versammlung. Ja, selbst das große Bethaus hielt wohl keine zwei Drittel der lieben Gäste. Da sahe man Gesichter der Lieben von nah und fern; auch die lieben Russengeschwister fehlten nicht. Das hat mir gefallen, besonders gefiel mir ihre Kindlichkeit. Auch sangen sie in ihrer Sprache. Nun, ich will nicht weiter darauf eingehen, denn es wird ja schon jemand von den lieben Brüdern am Orte darüber berichten, und zwar umständlich. Ich traf auch die beiden lieben Brüder von Minnesota, Br. Voth und Bestvater.

Wir hatten dort während dieser Zeit regnerisches Wetter. Ja, ich kann sagen: Segen von innen und von außen. Dem Herrn sei Ehre und Dank dafür!

Ich blieb dann noch über den nächsten Sonntag und hatte noch das Vorrecht, am 28. Samstag, dem Missionsausruf beizuwohnen. Es war auch da recht herrlich, ja, es hat sich belohnt. Ich will auch auf dieses nicht weiter eingehen, denn das wird vielleicht C. Unruh von Hepburn berichten. Dieses Fest und auch das Kinderfest verbunden mit Missionsfest am nächsten Sonntag verlief im Segen. Es waren auch da viel Gäste und die Brüder am Ort hatten es recht „drock“ mit dem Zubereiten von Speise usw. Brüder, vergeßt nicht, was Jesus sagt: Ihr habt es alles ihm getan.

Nun, ich habe da die nächsten Freunde noch ein klein wenig besucht, nämlich die Schwager Gooßens und Schwager J. Böse in Waldheim. Da gab es desselben Tages in der Stadt ein großes Feuer, mußten da noch tüchtig Wasser tragen und ziehen. Da zur Zeit recht starker Wind wehte, brannten trotz aller Anstrengung drei Geschäftshäuser und ein kleiner Stall ab und mit diesem ein Automobilshop mit, wie mir gesagt wurde, acht Automobils. Ich meine eigentlich nur sechs, und auch das ist schon viel Geld. Auch C. P. Unruhs von Hague Auto befand sich darunter, welches er kürzlich neu für $2,000 gekauft haben soll. So wie man mir gesagt hat, war es noch nicht einmal versichert, da er es erst kürzlich gekauft hatte.

Dies war Montag, den 30. Juni, dann fuhr ich zu S. Jak. Gooßen zur Nacht, und der liebe Schwager fuhr mich den 1. Juli nach Hepburn, und da traf ich noch Schw. Heinrich Gooßen. Ich nahm dann von ihm Abschied und fuhr bis Dalmeny. Ich blieb da bei Freund H. Adrian, dessen Frau noch etwas mit uns verwandt ist. Zu Mittag bekam ich guten Vorschtich, der mir gut gemundet hat. Dankeschön, Eva! Dann, nach einem kleinen Vespermahl ging es weiter der Heimat zu. Den zweiten Juli kam ich, dem Herrn sei Dank, glücklich in der Heimat an und traf da alles schön gesund an. Es hat auch hier in der Zeit schön geregnet und es steht alles sehr schön. Auch später, während ich schon daheim bin, hat es mehreremale schön geregnet, auch heute regnet es. Wir hoffen, wenn der Herr uns bewahrt vor Hagel oder sonst ein Unglück, daß wir wieder eine ganz schöne Ernte bekommen werden. Der erste Flachs ist am Blühen; Weizen und Hafer ist sozusagen alles in Aehren. Nun, gesund sind wir mit unsern Kindern schön. Dem Herrn sei Dank dafür! Euch, ihr Lieben, wo ich ein und ausgegangen bin, sage ich nochmals ein Vergelts Gott für alle Mühe, die ihr euch meinetwegen gemacht, besonders Schw. Gerhard Gooßen, dich betrifft es am meisten; denn du mußtest in der Konferenzzeit viel und weit fahren. Vielleicht kommt 'mal die Zeit, daß ich es dir zurückzahlen kann.

Alle Verwandten und Bekannte in der Nähe und Ferne herzlich grüßend, verbleiben wir eure Mitpilger zur frohen Ewigkeit.

Isaak u. Justina Löwen.

Lost River, Sask., den 16. Juli 1913. Gruß an den Editor und alle Leser. Ich finde es so, wie der Bruder L., Winkler, Manitoba, schreibt, daß dieses geschätzte Blatt seinen Lesern viel gute Dienste erweist. So finde auch ich den Bericht von Jakob Warkentin und danke dem werten Freunde für denselben, den er an alle Glieder der Familie Höppner ergehen läßt. Da auch ich ein Glied derselben Familie bin, so bin ich damit angeregt zum Schreiben. Hoffentlich sind die andern der betreffenden Glieder es nicht weniger.

Ich kenne dich, lieber Freund, nicht mehr, als ich jetzt aus deinem Schreiben erfahre. Du erwähnst aber in deinem Schreiben, daß Papa Bernhard Höppner von Neuschönwiese am 18. April zu seiner Tochter Heinrich Janzen gezogen sei. Dieser vorerwähnte Freund ist mein Vetter, sowie seine Frau meine Nichte. Diese letztern möchte ich bitten und fragen, ob sie mir könnten einen Bericht geben von meiner Mutter Geschwister. Ob da noch jemand lebt, oder sind sie alle tot? Bitte nochmals, gebt mir Bericht, entweder per Rundschau oder brieflich. Ich werde zu dem Zweck die volle Adresse folgen lassen: Lost River, Saskatchewan, Canada, Nordamerika.

Johann J. Höppner.

Wymark, Sask., den 7. Juli 1913. Zuvor einen herzlichen Gruß an Editor und Leser der Rundschau!

Da von hier nur so wenig Korrespondenzen zu lesen sind, so muß ich einmal versuchen, ein paar Zeilen von hier zu schreiben, denn die liebe Rundschau bringt uns doch viel Berichte von nahe und ferne, von Freunden und Bekannten. So las ich auch einen Bericht von meinem Vetter Penner vom Fürstenlande. Seine Adresse ist mir entfallen. Er fragt nach seinen Onkeln und Tanten. Die sind nicht mehr unter den Lebenden. Ich bin eine Tochter des Johann J. Neufeld. Mein Vater starb im Jahre 1904 den

Fortsetzung auf S. 15.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

30. Juli 1913.

— Man schreibt, daß die Ernte in den Vereinigten Staaten dieses Jahr eine ganz besonders reiche sei. Wir fürchten aber, daß nicht alle Farmer viel von diesem Reichtum spüren werden. Möchte der Herr dort, wo der Ertrag des Feldes nur gering ist, in besonderer Weise seine Lust zum Segnen offenbaren.

— In einem Wechselblatt lesen wir: König Konstantin in Griechenland hat in einem Aufruf erklärt, daß die von den Bulgaren verübten Greueltaten eines zivilisierten Volkes unwürdig seien. Wer hat die Balkanstaaten je zu den zivilisierten Völkern gezählt? Also kann Bulgarien sein Gewissen beruhigen, wenn es unruhig werden sollte; aber was für Greueltaten mögen wohl eines zivilisierten Volkes würdig sein?

— Man pflegt es den Türken und Mohammedanern überhaupt übel zu nehmen, wenn sie die Christen mit „Hunde“ bezeichnen, und es ist wirklich nicht nett, so zu tun. Aber warum müssen sich die Christen vor ihren Augen so betragen, daß jedermann versucht werden muß, zu denken, daß Hunde sich nicht schlechter betragen könnten? Es ist nicht der Krieg, der sie roh macht, sondern der Krieg bringt ihre Rohheit an den Tag.

— In dieser arbeitsreichen Zeit können wir unmöglich erwarten, daß unsere Korrespondenten wöchentlich lange Berichte zusammenschreiben, sie sind zu sehr mit ihrer Ernte beschäftigt. Aber wir würden sehr dankbar sein, wenn man uns aus allen mennonitischen Niederlassungen und wo die Rundschau gelesen wird, per Karte kurz über den Gang der Arbeit und den wichtigsten Vorkommnissen im laufenden erhielte. Damit würden die Leser einander einen großen Dienst tun.

— Johannes aber antwortete ihm, und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte; und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgte. Jesus aber sprach: Ihr soll es ihm nicht verbieten. Denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden.“ Mark. 9, 38. 39. Offenbar glaubten die Jünger ein dem Herrn wohlgefälliges Werk getan zu haben, als sie dem, der ihnen nicht nachfolgte, auch den Dienst im Werke des Herrn kündigten; Jesus aber war durchaus nicht mit ihrer Handlungsweise einverstanden. Er wollte zwar, daß die Zwölfe immer um ihn sein sollten, aber er hatte noch andere Jünger, für die er besondere Aufträge hatte, und auch diese gehörten zu ihm.

— Man will jetzt mit Versuchen beginnen, welche die Brauchbarkeit der Hunde im Kriege feststellen sollen. Zwar ist man noch nicht so weit, sie mit Flinte und Säbel an die Front zu schicken. Wir sind aber von vornherein überzeugt, daß sich die Hunde im Krieg vorzüglich bewähren werden, und wenn es von uns abhinge, würde das Kriegshandwerk ganz und gar den Hunden überlassen. Doch viele Menschen finden, daß der Krieg eine notwendige Sache sei, nicht nur notwendig weil man vom Gegner dazu gezwungen wird, nein, man will von Vereinbarung zum Zwecke der Förderung und Erhaltung des Friedens nichts wissen. Wohl mancher König oder Fürst mag den Krieg nicht wollen, aber jeder Staat hat immer eine Anzahl solcher Bürger, und jeder König solche Räte, die für den Krieg schwärmen.

— Unser Staatssekretär kann es den Leuten nicht recht machen. Wenn er sparsam und einfach lebt, schilt man ihn einen Toren, wenn er aber trotz aller Sparsamkeit nicht mit seinem Lohn von (nur) $1,000 monatlich fertig werden kann, und verlauten läßt, daß er bezahlte Vorträge halten muß, um leben zu können, dann hält man ihm vor, daß seine Vorgänger im Amt mit $3,500 bis $8,000 jährlich zufrieden sein mußten und zufrieden waren, nichts davon merken ließen, daß sie von ihren sauren Ersparnissen zusetzen mußten, ihr Leben zu fristen. Und keiner derselben sahe sich veranlaßt, seine offiziellen Pflichten des geringen Einkommen halber zu vernachlässigen. Man vergißt wohl, daß von der demokratischen Regierung erwartet wurde, daß sie bessere Lohnverhältnisse schaffen werde. Warum soll man damit nicht oben anfangen?

— Wir lesen immer wieder vom Kriege auf dem Balkan in Europa. Jetzt berichtet man nachträglich von den vielen Grausamkeiten, die von Serben, Griechen und Bulgaren verübt worden sind. „Tierisch“ hat bald diese, bald jene Partei den Gegner behandelt. Schreckliche Hinmordungen Unschuldiger haben stattgefunden. Eine Zeitung meint dazu, daß wenn der zehnte Teil dessen, was die Beteiligten einer dem andern vorwerfen, wahr wäre, man annehmen müsse, daß die Türken die einzigen halbwegs anständigen Menschen auf dem Balkan seien. Von der „Anständigkeit“ der Türken haben wir hin und wieder auch schon gehört und sind nicht besonders erbaut worden davon. Es ist aber traurig, daß die sogenannte Christenheit, die sich doch auf diesen Namen so viel zugut tut, so wenig für die Ihrigen getan hat, daß ganze Staaten bis auf die Gegenwart sich noch in solchem Zustande befinden, daß sie sich, sobald sich die Gelegenheit bietet, ihre wahre Natur zu zeigen, in nichts vom dunkelsten Heidentum unterscheiden.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Jacob Groß, Langham, Sask., schreibt am 11. Juli: „Ich melde hiermit allen Freunden und Bekannten, daß meine Schwester Maria sich mit Heinrich Seefeld, Irwinville, Alberta, den 8. Juli verheiratet hat. Sie wollen jetzt in ihre neue Heimat nach Alberta, 180 Meilen von uns, ziehen.“

Jacob J. Preheim bittet die Rundschau nach Freeman, S. Dak., anstatt nach Marion zu senden und berichtet zugleich: „Das Wetter ist sehr heiß. Die Ernte ist vor der Tür, wird in einigen Tagen beginnen. Wenn der Herr uns vor Unwetter bewahrt, so haben wir keine Ursache zu klagen. Gruß von J. J. Pr.“

A. M. Friesen, Renata, B. C. schreibt am 9. Juli: „Lieber Br. Wiens! Gottes Segen und Beistand sei dir und allen Lesern gewünscht. Von hier ist zu berichten, daß alles im besten Zustand ist, und zukünftig Herbert, Sask., meine Adresse sein wird, wohin ich meine Rundschau u. Jugendfreund zu senden bitte. Alle herzlich grüßend, A. M. Fr.“

John J. Friesen, Meade, Kansas, schreibt am 10. Juli: „Ich darf berichten, daß wir, Gott sei Dank, schön gesund sind. Ich wünsche dem Editor und den Lesern dasselbe. Dann bitte ich, meine Adresse von Meade, Kansas, nach Fairbury, Nebraska, zu ändern. Auch bitte ich die Freunde dort im hohen Norden, sich diese Veränderung der Adresse zu merken, wenn sie an uns schreiben. Das Wetter ist hier jetzt etwas trocken und warm. Sonst ist alles so beim alten. John T. Klassen gedenkt Sonntag, den 13. mit Elisabeth P. Friesen Hochzeit zu feiern. Wir gedenken, Montag, den 14. Juli, unsere Car zu laden und dann nach Nebraska zu fahren. Wir haben jetzt sechs Jahre in Kansas gewohnt, aber Nebraska konnten wir immer noch nicht ganz vergessen. Nebst Gruß, J. J. F.“

Jacob J. Enns, Lost River, Sask., schreibt am 17. Juli: „Ich berichte, daß es hier sehr naß ist. Es hat drei Tage geregnet. Das Getreide steht sehr schön. Der Gesundheitszustand ist befriedigend. Ein Gruß an Eltern und Geschwister in Manitoba. Ich will noch alle Freund wissen lassen, daß meine Adresse ferner ist: Jacob J. Ens, Post Teddington, Saskatchewan, statt wie früher „Lost River“.“

Johann Heinrichs. R. R. No. 1, Enid, Oklahoma, schreibt: „Wir sind, Gott sei Dank, gesund, welches wir dem Editor und allen Lesern auch wünschen. Es wird hier jetzt sehr gedroschen. Weizen gibt es verschieden, von 7 bis 16 Buschel vom Acre. Hafer noch weniger. Die Cornernte ist auch vorbei. Es ist windig und trocken und ziemlich warm. Wenn es bald regnet, kann es noch Kaffircorn geben. Noch ein Gruß an alle Freunde und Geschwister.“

Sarah Giesbrecht, Los Angeles, Calif., schreibt: „Ich komme nun noch einmal wieder mit der Bitte, unsere Adresse zu ändern von 1524 W 36 Place, Los Angeles, nach R. D. No. 2, Box 44, Orosi, Tulair Co., California. Bitte, dies durch die Rundschau bekannt zu machen. Wenn jemand an mich schreibt und will, daß ich ihm antworten soll, der lege eine Briefmarke bei für die Antwort. Ich bin nämlich Witwe geworden, und da ich nicht mehr fähig bin zu arbeiten, machen die Ausgaben für Briefmarken, die sich sehr bald auf einen Dollar belaufen, viel aus bei mir.“

Johann P. Friesen, McTavish, Manitoba, schreibt am 17. Juli: „Ich wünsche euch Gesundheit und guten Erfolg in eurem Geschäft. Der Zweck meines Schreibens ist, zu berichten, daß meine Adresse jetzt Johann P. Friesen, Greenland P. O., Manitoba, Canada, ist, da ich meine Farm verkauft habe und nun bei meinen Kindern Johann E. Friesens bin. Alle Leser der Rundschau möchten sich dies merken und alle Briefe an diese Adresse senden, und bitte ich jeden, der die Liebe zu mir hat, um Schreiben. Es hat hier jetzt sehr schön geregnet und kann, wenn Gott Gedeihen gibt, eine gute Ernte geben. Von besonderen Krankheitsfällen ist hier nicht zu berichten. Gestorben ist hier den 5. Juli die Tochter des Aron Reimers, Katharina, beinahe 23 Jahre alt. Der Tod sieht kein Alter an, nicht jung noch alt. Ein herzlicher Gruß zum Schluß an den Editor und die Leser. J. P. Fr.“

Sarah und Anna Nickel, Mountain Lake, Minnesota, schreiben: „Wir möchten gern Auskunft haben über unsern Onkel und Tante Isaak Harms, Rudnerweide, Rußland, und möchten gern wissen, ob sie die Photographien von uns erhalten haben. Sie wurden den 10. Mai abgeschickt. Wenn die liebe Tante uns einen langen Brief schreiben könnte, würde sie uns eine große Freude machen. Wir bitten auch David Löwens, J. Neufelds und H. Sudermanns um Briefe, ebenso bitten wir die andern Onkel und Tanten, die dort noch sind, um dasselbe. Lieber Vetter Jakob Balzer, du hast meine letzten zwei Briefe nicht beantwortet, habt ihr nicht den Bericht von dem Tode unserer Mutter in der Rundschau gelesen? Bitte, schreibt bald und holt dann eure Andenken von Onkel Isaak Harms, Rudnerweide. Wir haben allen Onkel und Tanten eins geschickt und an Isaak Harms adressiert. Wir sind gesund und haben viel Arbeit, uns auf unserm neuen Platz einzurichten. Es ist noch sehr leer und einsam, wenn das Haus auch klein ist. Im Garten steht alles schön. Es sieht wieder regnerisch aus. Wenn obengenannte Personen die Rundschau nicht lesen, sind Leser derselben gebeten, ihnen dies zuzustellen. Wir danken im Voraus.“

Abraham Giesbrecht gestorben.

Wir wurden heute morgen von der trauernden Witwe gebeten, etwas über das Ableben ihres Mannes Abraham Giesbrecht zu berichten. (Siehe auch unter „Aus M. Kreisen“: „Sarah Giesbrecht.“ Ed.)

Abraham Giesbrecht wurde im Jahre 1835 in Bergthal, Südrußland, geboren. Im Jahre 1862 trat er in die Ehe. Im Jahre 1874 wanderten sie aus nach Amerika und wohnten in Heubuden, Manitoba, bis zum Jahre 1904. In diesem Jahre zogen sie nach California, wo Abraham Giesbrecht am 9. Juli 1913 im Alter von 78 Jahren froh im Herrn entschlummert ist.

In Rußland wohnten sie auf der Anwohnerstraße und nährten sich nur kümmerlich. In Canada ging es ihnen im Irdischen besser. Der Frohsinn, Mut und das große Gottvertrauen der Witwe hat manche Hindernisse überwunden.

Am 6. Januar 1912 feierte das Paar das Fest der goldenen Hochzeit. Viele Freunde und Geschwister hatten sich dazu eingefunden und alle freuten sich mit dem Jubiläumspaar, denn sie waren überglücklich u. Gott dankbar, daß er sie dieses seltene Fest im Kreise vieler Freunde hatte erleben lassen.

Im Jahre 1908 hat sich Onkel Giesbrecht zu Gott bekehrt. In seinen großen Schmerzen hat er sich sehr nach seiner Auflösung gesehnt. Vor neun Monaten fiel er tief, was einen gefährlichen Bruch verursachte. Er war schon einige Male operiert worden, doch die letzte Operation, die vor einer Woche vorgenommen wurde, überlebte er nicht mehr.

Es war ein rührender Anblick, als er vor kurzem auf einem Missionsfest auf seinem Stock gestützt ,nach vorne ging und dem Prediger eine Gabe reichte. Es war ein Opfer.

Tante Giesbrecht fragte ihn noch zuletzt: „Vater, was willst du?“ Seine Antwort war: „Nichts, als zu meinem Jesu, ich will heim!“

P. R. Dyck.

Huntington Park, Calif.

Anfrage.

Werter Editor!

Bitte in Ihrem Blatt folgende Anfrage aufzunehmen. Vielleicht ist jemand so freundlich und berichtet über Britisch-Columbien; es wären hier recht viele, die da würden dorthin gehen, wenn ihnen die Gegend mit seinen klimatischen Verhältnissen entspräche. Von großer Wichtigkeit würde man es rechnen, wenn dort Gärten, das heißt, Obst gedeihen möchte. Unter welchen Bedingungen kann man dort Land annehmen? Man hört, daß 37 Meilen von der Bahn 160 Acres erteilt werden und über sieben Meilen von der Bahn entfernt jeder Farmer noch Land zukaufen kann für geringen Preis soviel ihm beliebt? Ist dem so? Wie heißt die Gegend in Britisch - Columbien, wo man noch Land aufnehmen kann? Welche Städte und Bahnstationen sind in der Nähe? Sind dort in der Nähe schon Mennoniten wohnhaft? Wann fängt der Winter an und wann fängt man im Frühjahr an zu ackern? und zu pflanzen?

Herzlich grüßend,

K. Harder.

Kanowo, Terek.

Sagradowka, den 10. Juni 1913. Schwüle Südwestluft zieht über Land und Dorf. Die fröhlichen Lieder der gefiederten Sänger verstummen allmählich. Die rege Arbeitskraft der Menschen und Tiere erschlafft der drückenden Hitze halber. Ja, die fröhliche Stimmung der ganzen Natur versagt, weil sie Unwetter wittert. Ein hastiger Wind fängt an zu wehen. Da läßt es sich schon bemerken, wie sich am tiefblauen Himmel viele kleine Wölkchen ausdehnen, miteinander vereinigen, und zu einer schwarzen Gewitterwolke werden, die sich, Unheil verkündend, über den Häuptern lagert. Die unmittelbare Nähe derselben beweisen die dröhnenden Gewitterschläge, die den zuckenden Blitzen hart folgen.

In einer ähnlichen Lage befindet sich jetzt Sagradowka. Es ist nämlich der Geschäftsleiter des Blumenorter Konsum-Vereins, Jakob Görzen, verschollen, das ihm anvertraute Geschäft in einem furchtbar jämmerlichen Zustand mit einem Defizit von über 50 Tausend Rubel hinterlassend; diese zum Teil unterschlagenen Gelder sollen nun laut Freundschaftswechsel von verschiedenen Personen den Kreditanstalten ausgezahlt werden, wobei auf mehrere Personen von 1 bis 15 Tausend Rubel lasten. Auch sind wieder viele gefälschte Wechselunterschriften (wie bei Gerhard Löpp!). Infolge dieser Affäre sehen viele Wirte ihrem teilweisen, etliche ihrem gänzlichen wirtschaftlichen

Ruin entgegen. Wie man hier in Rußland mit Recht annehmen kann, ist Jakob Görzen zu Gerhard Löpp nach Amerika zu Gaste gefahren. Er gehört, wie auch Löpp, zur Tieger Br. Gemeinde. Zu bemerken ist noch, daß der Konsum-Verein gesetzlich geschlossen ist. Möchte das Gewitter sich entladen, ohne großen Schaden angerichtet zu haben!

W.

Aus der Friedensstimme.

Reisebericht.

Werter Editor Wiens! Bitte, folgende Zeilen in die Mennonitische Rundschau aufzunehmen.

Wir haben heute den 10. Juli. Da ich immer noch keine Nachricht von zuhause bekommen habe, so will ich versuchen, durch die Menn. Rundschau genaue Adresse anzugeben, damit meine Familie, im Fall daß meine Briefe an sie verloren gegangen sind, mir Nachricht schicken können. denn ich habe Frau und Kinder in Rußland zurückgelassen, weil die ganze Familie nach Amerika kommen will, und weil meine Frau mit ihrer Mutter und den Geschwistern zugleich herüber kommen wollte. Ich fuhr voraus, um die Reise und die Verhältnisse kennen zu lernen. Und wenn die ganze Familie kommt, kann ich ihnen dann bis New York entgegenkommen.

Ich fuhr von Rußland den 20. April neuen Stils ab, war 22 Tage auf der Reise und bin jetzt schon einen Monat und drei Wochen hier. Ich bin also schon zwei Monate und dreizehn Tage von meiner lieben Familie getrennt und sehne mich sehr nach einem Brief von ihnen. Ich habe von Amerika aus schon vier Briefe an meine liebe Familie abgeschickt, da ich bis jetzt aber ohne Nachricht geblieben bin, so will ich euch in Rußland durch die Rundschau besuchen u. bitten: Schreibt doch, ob ihr meine Briefe erhalten habt oder nicht. Ich schrieb auch zwei lange Briefe, einen auf der russischen Grenze und einen in der Hafenstadt Bremen, wo ich auf das Schiff ging; habt ihr die nicht erhalten? In der Zeit von sechs Wochen muß doch ein Brief hin und zurück kommen.

Ich will noch einen Bericht von meiner Reise geben, wiewohl etwas verspätet, Da meine Geschwister in Rußland alle so zerstreut wohnen, will ich sie noch durch die Friedensstimme besuchen, weil dieselben das Blatt alle lesen.

Ich fuhr den 9. April von Meschewaja ab nach Jekaterinoslaw, wo ich mich beeilen mußte, noch den Reisepaß zu heben; denn die russische Osterwoche war da, und ich hätte den Paß vor Ostern wohl schon nicht bekommen, ja, er wurde mir bereits abgesagt. da übergab ich die Angelegenheit einem Juden, und in Zeit von drei Stunden hatte ich meinen Paß in der Tasche. So konnte ich denn die große Reise nach Amerika antreten. Ich nahm in Jekaterinoslaw ein Billett bis Berlin. Es kostete 17 Rubel und 65 Kop. Die Reise bis zur russischen Grenze dauerte drei Tage und drei Nächte. Es war im Wagenabteil sehr voll, denn viele fuhren zu den Ostern nachhause. Die Reise ging sehr gut, denn wir hatten sehr schönes Wetter.

Auf der russischen Grenze ging alles gut, mein Reisepaß war in Ordnung, und in Zeit von ein und einhalb Stunden kam der deutsche Zug, und wir durften Rußland verlassen, wo wir viel süße, aber auch viel bittere Stunden verlebt hatten. Mir fiel ein großer Stein vom Herzen, als ich die russische Grenze hinter mir hatte und ich in Deutschland war. Wie sicher fühlt man sich doch in Deutschland. Wie oft habe ich gefürchtet, wenn ich zu den Russendörfern fuhr und dort so oft übernachten mußte, ob ich den morgigen Tag erleben würde. Und wie oft schaute man abends unter das Bett. Ja, ich und meine Frau schauten jeden Abend, ob nicht ein Räuber unter den Betten liege, wie es in Rußland oft der Fall ist. Wurde doch vorigen Herbst bei uns in nächster Nähe Vater und Sohn (Russen) die Kehlen durchschnitten. Wenige Tage später fanden wir ein Fuhrwerk bei der Station stehen, und dem Russen, der auf dem Wagen lag, war auch die Kehle durchschnitten. Solche Beispiele könnte ich viele anführen, denn Rußland ist reich an solchen Begebenheiten.

Die Reise nach Deutschland ging sehr gut und es war prachtvolles Wetter, und in dieser schönen Jahreszeit war es ein wahres Vergnügen zu reisen. Das Dampfroß eilte mit rasender Schnelligkeit dahin. Liebliche Auen mit Städten, Dörfern und Weilern, in voller Blütenpracht stehende Gärten, Flüsse mit großen Brükken und vielen Schiffen; Fichten-, Tannen-, Birken- und Buchenwälder, grüne Wiesen mit schwarz- und weißgefleckten Kühen und Kälbern, Rehe und Häschen und vieles andere erquickte das Auge des Reisenden. Die Fahrt in Deutschland dauerte zwei Tage. In Bremen angekommen, mußte ich zwei Tage warten, bis der große Riesendampfer „George Washington abging. Diese zwei Tage saß ich und schrieb Briefe nach Rußland. Den 3. Mai, 10 Uhr vormittag lichtete unser „George Washington" den Anker, und wir waren los vom Festlande und fuhren dem offenen Meere zu. O, wie viel Abschiedstränen wurden da geweint. Ich weinte auch, denn bald sollte der Atlantische Ozean zwischen mir und meiner Familie sich befinden, und all meine Brüder und Schwestern und Verwandten blieben zurück. Ich dampfte dem fremden Weltteil Amerika zu. Was wird dir die Zukunft bringen? Wie wird es dir ergehen im fremden Lande? Werde ich meine Lieben noch einmal wiedersehen? solche Gedanken bestürmen dann das Herz, wenn man sieht, wie sich das Schiff im weiten Meere immer weiter vom Ufer entfernt.

Den ersten Tag hatten wir eine schöne Fahrt. Nachdem wir in England und Frankreich noch Passagiere an Bord genommen hatten, ging's dem offenen Meere zu. Den 2. Tag, es war Sonntag, fing Sturm an, und derselbe dauerte drei Tage, bis Mittwoch. Diese drei Tage habe ich fest im Bett zugebracht. Ich mußte nicht erbrechen; aber ich war so schwindlig im Kopf, daß ich den Kopf gar nicht heben konnte, und auch das Essen, welches der Steward mir brachte, beim Liegen einnehmen mußte. Ich hatte diese drei Tage sehr gute Bedienung. Ich brauchte nur auf den elektrischen Knopf zu drükken, wenn ich etwas wünschte. In der zweiten Kajüte ist alles sehr schön eingerichtet; da muß man Deutschland loben, wie sie nach allen Seiten hin für die Bequemlichkeit der Schiffspassagiere gesorgt haben.

Mittwoch nachmittag, den 7. Mai wurde der Sturm so groß, daß die Wellen bis auf das oberste Deck schlugen. Ich lag in meiner Kabine und fing an zu zagen; denn es tat so weh unten im Leibe, daß ich dachte, ich könnte es nicht mehr aushalten. Ich nahm in meinem Zagen und stellte die Faust auf die Magengegend und drückte mit der andern Hand auf die Faust, um den Magen fest zu drücken. Dann schaute ich auf zu den Bergen, von wannen uns Hilfe kommt. Und die Hilfe kam, gegen Abend legte sich der Sturm, und des Nachts konnte ich schlafen. Morgens, den 8. Mai, deutscher Zeitrechnung, war das Meer spiegelglatt, so daß manche Passagiere sich verwunderten, — ich auch, daß Gott in einer Nacht diese hohen Wellen legen konnte. Ich habe schauen dürfen die Wunder Gottes auf dem Meere. Wenn man solche hohen Wellen sieht und dann an das Psalmwort denkt, wo der Psalmist sagt: „Er hält das Meer in seiner Hand wie in einem Schlauch", dann ruft man unwillkürlich aus: O, welch einen mächtigen Gott haben wir doch, laßt uns ihn stets preisen! Donnerstag, den 8. Mai war dann ein herrlicher Tag, und ich konnte den ganzen Tag auf dem Deck sein. Es war ein Kindertag, denn die Kinder waren alle auf Deck und spielten, daß alle Passagiere zweiter Klasse zuschauten. Ich werde diesen Tag nie vergessen, denn nun war ich von der schweren Seekrankheit los. Mehrere Reisende teilten mit, daß sie gestern auch sehr verzagt gewesen seien.

Freitag, Sonnabend und Sonntag ging die Fahrt sehr gut, und Montag, den 12. Mai, 10 Uhr vormittag stieg ich aus dem Schiff und dankte Gott von ganzem Herzen, daß er mich glücklich und wohlbehalten nach Amerika gebracht hatte. Welch ein Anblick: Land, Land, Land! Wenn man so auf dem großen Ozean dahinfährt und Tag und Nacht nur Wasser sieht, dann denkt man so: gibt es auch noch Erde oder Land? Wenn man dann die Seereise hinter sich hat, und dann mit einmal wieder Land, Häuser und Bäume sieht, o, dann hebt sich doch die Brust

vor Freuden bei der Aussicht, daß man bald wieder festen Grund unter den Füßen haben wird.

In New York angekommen, nahm ich gleich Billett bis Marion Junction, S. Dak. Diese Fahrt dauerte drei Tage und drei Nächte. Ich fuhr über Chicago und kam Donnerstag, den 16. Mai in Marion Junction an. Hier waren mennonitische Landleute und luden auf der Station Holz aus dem Waggon. Ich ging zu ihnen hin und fragte nach meinen Verwandten, die in dieser Gegend wohnen sollten. Mr. Abram Dürksen war so freundlich und nahm mich mit zu seiner Farm, wo ich übernacht blieb. Den andern Tag fuhr Mr. Dürksen mich zu Mr. Abram Willems, meinem Verwandten. Abram Willems seine Frau ist meine rechte Cousine. Ich fand hier freundliche Aufnahme und durfte hier von der zweiundzwanzigtägigen Reise ausruhen. Mir wurde in dieser Familie viel Liebe entgegengebracht, und ich freute mich sehr, daß ich in ein Haus gekommen war, wo morgens und abends Hausandacht gehalten wurde.

Sonntag fuhr ich mit zum Gottesdienst und traf hier Mr. Kornelius Berg, der auch nach mit mir verwandt ist. Da ich nicht wußte, daß auch aus der Bergenlinie jemand nach Amerika ausgewandert sei, so konnte ich Mr. Berg nicht Aufschluß geben, aber er sagte gleich, sein Vater lebe noch, und der werde es wissen, inwieweit wir verwandt seien. Die nächste Woche holte mich der Farmer Mr. Kornelius Berg dann auf dem Auto zu seiner Farm. Als ich seine Frau und Kinder begrüßt hätte, führte er mich in den Saal, wo der Schaukelstuhl wieder für mich bereit stand. Doch ehe er mich einlud, in dem Schaukelstuhl Platz zu nehmen, kam er auf mich zu, umarmte mich und drückte mich an seine Brust und hieß mich willkommen in Amerika. O, wie freute es mich, als es zu Tisch ging und der liebe Freund und Bruder laut betete, sagte mir doch mein Inneres gleich: O, der liebt auch den Herrn. So waren wir nicht nur leiblich, sondern auch geistlich verwandt. O, wie das geistliche Band die Herzen verbindet! Ich dankte Gott mit Tränen für das hohe Vorrecht hier im fremden Lande zwei Familien zu treffen, mit denen ich leiblich und geistlich verwandt war. So fühlte ich mich denn nicht verlassen in dem fremdenLande Amerika. Kornelius Berg sein Vater teilte mir dann mit, daß er in Lindenau, an der Molotschna, Südrußland, Verwandte habe. Jakob Wiens der mein Großvater war, war sein rechter Onkel gewesen von mütterlicher Seite. Darauf fragte ich ihn, ob er auch Jakob Wienßen ihre Tochter Barbara gekannt habe. „O ja," sagte er, die habe er gut gekannt. Darauf teilte ich ihm mit, daß diese Barbara Wiens meine Mutter sei. „O," rief er aus, „von meiner Kousine bist du ein Kind, dann bin ich ja dein Vetteronkel!" Liebe Geschwister in Südrußland, habt ihr es gewußt, daß unsere Mutter in Amerika einen Vetter hatte? Ich habe es nie gewußt. Es war für mich eine große Ueberraschung, hier so nahe Verwandte zu treffen. Der alte Vater Berg hat mir viel erzählt von früheren Zeiten, und sein Geist lebte jetzt ganz in Südrußland in seinem hohen Alter. Ich freute mich sehr, den alten Vater hier zu treffen, denn in Rußland sind ja von mütterlicher Seite alle Onkel und Tanten gestorben. Und mir war es vergönnt, dem alten Vater so vieles zu erzählen, was er nicht wußte, was ihn aber sehr interessierte. Sie haben an der Molotschna in Marienthal gewohnt, und Onkel Kornelius Berg, der der rechte Bruder an diesem Vater Heinrich Berg hier ist, ist diesen Winter in Marienthal gestorben. Liebe Geschwister in Nikolaidorf, Peter und Anna Quapp, geb. Berg, seid so freundlich und besucht in Marienthal die Witwe Kornelius Berg. Sie wird euch Photographien zeigen. Da könnt ihr sehen, wo ich bin, und wie unsere Verwandten aussehen, bei denen ich jetzt bin. Kornelius Berg ist sechs Jahre älter als ich, und ich habe ihn sehr lieb, wir sind fast alle Tage zusammen.

Liebe Geschwister in Rußland, da ich weiß, daß ihr mit großem Interesse diese Familienangelegenheit werdet verfolgt haben, so will ich euch noch mitteilen, daß Kornelius Berg ganz genau unserm Schwager, Aeltesten Bernhard Epp ähnelt. Seine Frau ist ja meine Kousine. I chwill denn für diesmal schließen, weil ich glaube, der Bericht ist schon zu lang geworden (Hoffentlich nicht. Ed.)

Liebe Tine, was machst du denn? Die Zeit wird dir wohl sehr lang vorkommen. Und was machen die lieben, lieben Kinder? Ich hoffe, meine Geschwister werden dich in dieser Zeit viel mit Briefen belästigen, damit dir die Zeit nicht zu lang wird. Schreibe doch, wenn ihr kommt und gebt vom Schiff aus ein Funkentelegramm, daß ich euch bis New York entgegenkommen kann. Ich sehne mich nach dir und den Kindern. Ich habe euch, meine teure Gattin und liebe Kinder, immer sehr geliebt, und jetzt sind wir 18,000 Werst auseinander. Jeder Vater, der seine Familie liebt, wird ja mitfühlen können, wie schwer es ist weit von derselben entfernt zu sein und so lange keine Nachricht von ihr zu erhalten. Ich bin in meinem Teil hier in Amerika sehr glücklich und es tut mir leid, daß ich nicht schon vor zwanzig Jahren nach Amerika gegangen bin, Liebe Geschwister in Rußland, wenn jemand von euch Lust hat, nach Amerika zu kommen, dann schreibt und ich werde euch Aufschluß geben. Johann Berg in der Krim, der mein leiblicher Bruder ist, und Peter Quapp in Nikolaidorf, euch würde ich sehr raten, nach Amerika zu kommen und hier eine Farm zu kaufen. Wenn ihr nicht gleich kaufen wollt, könnt ihr auch pachten oder, wie die Farmer hier sagen, renten, um die amerikanische Verhältnisse kennen zu lernen . Ich bin gegenwärtig bei Heinrich Bergen, der Neffe von Kornelius Berg. Er bearbeitet seines Vaters Farm, die er gerentet hat. Das Getreide steht hier dieses Jahr bis jetzt prachtvoll da. Das Corn (Welschkorn) kann auch eine schöne Ernte geben. Es hat diese Nacht sehr schön geregnet. Ich will bis zum Septembermonat hier bleiben und anfangs September nach California gehen.

Wilhelm Neufelds, früher in Halbstadt, Südrußland, haben in Reedley einen großen Weingarten, und ich denke, er wird im September wohl Arbeiter nötig haben in demselben. Seine Tochter Talitha war ja Lehrerin auf Meschewaja, und da möchte ich Neufelds doch besuchen. Ich würde auch jetzt schon hinfahren, aber ich erwarte meine Familie mit der ganzen Reisegesellschaft. Die Verwandten hier sagen, ich werde nicht in California bleiben, sondern wieder zurückkommen nach Süd-Dakota; denn es sind hier mehrere, die dort gewohnt haben, und sind zurückgekommen. Ich muß auch wirklich sagen, daß es mir hier sehr gefällt, und ich würde gern hier bleiben, wenn die liebe Familie hier wäre; da aber unser Reiseziel California ist, so will ich warten, bis die Familie nachkommt und dann nach California gehen. Für euch, meinen Bruder Wilhelm Berg und Schwager Schellenbergs, Barwenkowo mit Kindern, würde ich California vorziehen, aber für Johann Berg und Peter Quappen ist diese Gegend, wo ich jetzt bin, vorteilhafter. Wenn jemand Lust hat, zu kommen, dann nehmt nur eure Kissen und Kleider für die Reise mit, warme Unterkleider und das übrige laßt alles dort. Doch könnt ihr es mitschleppen, wenn es euch Vergnügen macht, aber es ist unnütz. Der Kasten kann anderthalb Arschin lang, dreiviertel Arschin breit und anderthalb Arschin hoch sein. Da könnt ihr dann vieles einpacken. Nehmt euch nicht schweres Handgepäck, denn ihr müßt lange Strecken zufuß gehen, besonders in Bremen, von der Station bis zum Kontor F. Mißlers. Laßt die Kinder doch auch die Puppen mitnehmen, denn der Kapitän freute sich, daß auch die Puppen die große Seereise mitmachen mußten.

Da ein gewisser Warkentin aus der Krim gern Aufschluß haben möchte über die Reise nach Amerika, so diene ihm dies zur Nachricht.

Ihr lieben Frauen von Rußland, nehmt doch den Inhalt eurer Komoden nicht mit, denn ihr wollt ja doch mit der Mode mitgehen, u. unsere russischen Kleidermoden sind hier in Amerika veraltet. Dann soll der Mann hier in Amerika gleich Kleider nach amerikanischer Mode kaufen, und das kommt ihm dann doppelt teuer. Meine liebe Frau sagte, ich solle ihr schreiben, was hier in der Frauenkleidung Mode sei und ob es sich lohne, die Kleider alle mitzunehmen. Ich sage: Nein, nur zur Reise. Und übrigens könnt ihr Decken, Kissen und Pelze und den In-

halt der Komoden und Schränke mitnehmen, es ist zollfrei für den Einwanderer. Fleisch, Brot, Käse und Wurst reichlich mitnehmen. Einen Schinken nur nicht vergessen. Wenn ihr, die ihr noch in Rußland seid und nach Amerika zu kommen Lust habt, den deutschen Landsleuten, die in früheren Jahren nach Amerika gekommen sind, eine Freude machen wollt, dann bringt von Rußland doch Kringel, Konfekt, trockene Fische (nicht geräucherte) und gelbe Pfefferkuchen mit. Denn die Kinder, die damals klein waren, als ihre Eltern mit ihnen nach Amerika gingen, sind jetzt zwar groß geworden und haben eigene Farmen, aber der Hunger nach den russischen Süßigkeiten ist geblieben.

Werter Editor! Ich teile dir noch besonders mit, daß ich sehr glücklich bin und mich freue, in Amerika zu sein. Ich grüße deine Frau und Schwager Cornelius Dück. Die Friedensstimme und der Botschafter werden herzlich gebeten zu kopieren. Den Redakteur der Friedensstimme möchte ich herzlich bitten, mir ein Exemplar der Friedensstimme zu senden. Zum Schluß möchte ich noch alle Rundschauleser und die Leser der Friedensstimme und des Botschafter in Rußland mit dem 100. Psalm grüßen. In Liebe verbleibe ich euer Mitpilger nach Zion.

Ich bin den 16. Juli 1874 in Rosenort, Molotschna, geboren. Meine Eltern waren Wilh. Bärg u. Barb. Wiens. Ich bin der zweitjüngste Sohn. Wir wohnten in Rosenort an der untern Seite neben der Schule. Peter Holzrichter war mein Lehrer. Er war 31 Jahre Lehrer in Rosenort.

Mein Lehrer Peter Holzrichter hatte einen Bruder Heinrich Holzrichter in Amerika. Er zog von Kleefeld dorthin. Dürfte ich erfahren, wo sich seine Kinder hier aufhalten? Ich habe oft mit ihnen bei Lehrer Holzrichter gespielt, besonders mit Heinrich und Peter.

Meine Adresse für die Rundschau, Friedensstimme und Botschafter ist: Mr. Cornelius Berg, Marion-Junction, R. F. D. No. 3, Box 12, Turner Co., S. Dakota, Nordamerika, für Mr. Gerhard W. Bärg.

Gerh. Wilh. Bärg.

Unsere liebe Mutter,

Witwe Jakob Nickel, geborene Block.

Werter Editor!

Mit einem wehmütigen Gefühl nehme ich heute die Feder zur Hand, um noch einen Bericht von unserer lieben Mutter zu schreiben, wiewohl es bereits fast ein Jahr ist, seit sie von uns schied. Unter den vielen aufgezeichneten Schriftstellen in ihrer Bibel fand ich heute den schönen Vers ,der meine Mutter so oft getröstet hat, wo der Heiland zu seinen Jüngern sagt: „Selig seid ihr, die ihr weinet, denn ihr sollt lachen." Sie freute sich, daß sie keine bleibende Stätte hier hatte, doch war sie sehr um unsere Zukunft besorgt.

Weil ihre Krankheit ein Magenleiden war, konnte sie oft nicht essen. Auch das Trinken wurde ihr oft erschwert: Wenn ich werde im Himmel sein, werde ich keine Schmerzen mehr haben, dann wird mich nicht dürsten und hungern. In ihrem letzten Lebensjahre sprach sie oft den Wunsch aus, mit ihren Geschwistern zusammen sein zu dürfen, und sie freute sich sehr, wenn sie von denselben Briefe erhielt. Weil die Geschwister alle in Rußland wohnten, wurde ihr Wunsch schon nicht erfüllt. Vor ihrem Tode gab sie noch Grüße ab an dieselben und nannte sie alle mit Namen. Auch einige Freunde, die sie während ihrer Leidenstage besucht hatten, kamen ihr wieder klar vor ihr Geistesauge. Dann sagte sie: Es ist ja so hell im Zimmer und ich höre singen. O, wie schön, tönt der Engel Lobgetön!

Auch an euch, ihr lieben Geschwister Peter und Helena Friesens in Indien, bestellte sie noch Grüße. Sie hat noch oft von eurer Maria gesprochen und viel, viel für euch gebetet, daß ihr dort möchtet treu ausharren in eurer Arbeit. Sie hat mit Tränen gesät und kann jetzt mit Freuden ernten.

Weil unsere Mutter in den letzte nJahren das Fahren nicht mehr ertragen konnte, hatten wir, wenn es möglich war, bei uns Versammlung. Sie liebte den Gesang sehr und freute sich besonders, wenn sie konnte mit den Großkindern zusammen singen? Ich will den Heiland bitten für euch; ich will euch alle um mich haben." Noch oft däucht mir, ich höre sie rufen, wie sie es oft getan hat. Doch ihre Stimme ist verklungen. Aber ihre Gebete stehen noch heute um mich, wie eine schützende Mauer.

Es war ihr eine Freude, in der Nachbarschaft Liebesdienste zu verrichten. Sie hat, wenn es die Gesundheit erlaubte, ihren Nachbarn in deren Leidenstagen treulich zur Seite gestanden. Und oft sagte sie: Ich werde meinen Lohn im Himmel empfangen, hier will ich keinen. Auch in ihrem 17-jährigen Witwenstande hatte sie oft mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Dann sagte sie: Kinder, jetzt wollen wir beten, daß der Herr uns die Last tragen hilft. Und sie ist nicht zuschanden geworden, ihr Glaube hat den Sieg davongetragen, und so froh und mit herzlichem Flehen hat sie diese Welt verlassen. Sie fing noch an, den Vers zu sagen: Jesus lebt, mit ihm auch ich; Tod, wo sind nun deine Schrecken? Er, er lebt, und wird auch mich von den Toten auferwecken. Er verklärt mich in sein Licht, dies ist meine Zuversicht! Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.

Unsere Adresse ist: Mountain Lake, Minn., U. S. A. Mit Gruß verbleibe ich,

Anna Nickel.

Mission.

Everek, Develou, asiatische Türkei, den 1. April 1913.

Teure Freunde und Geschwister!

Obgleich seit mehr denn einer Woche der Frühling ins Land zog, so haben wir doch zur Abwechslung heute früh mal wieder eine Winterlandschaft vor uns. Es war lieblich warm vergangene Woche, doch zeigt die heutige Temperatur, daß manche die Oefen zu früh fortnahmen. Hier hat man kleine Blechöfen, die mit leichter Mühe gesetzt und fortgenommen werden können und aus diesem Grunde setzt man sie im Frühling fort.

Gestern kam Mr. Barker von seiner Reise nach England und der Schweiz zurück. Unsere finanzielle Not zwang ihn vor etwa 6 Monaten selbst auf die Reise zu gehen und das Interesse für unsere Arbeit zu wecken. „Wie sollen sie glauben, wenn ihnen nicht gepredigt wird" Röm. 10, und wie eine Not lindern, von welcher sie nichts gehört haben? Sein tiefster Eindruck war: Wie viel Geld wird verschwendet und wir wissen nicht, wie unsere Waisen-Familie kleiden und nähren. Doch war sein Herz auch wiederum voll Lob und Dank ob des Häufleins, das seinen Gott versteht, so daß der Herr von ihnen sagen kann. „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, ich bin nackend gewesen und ihr habt mich bekleidet" etc.

Ja, teuere Freunde, solche Zeiten und Momente, wo man dann wiederum die treu sorgende Hand des Vaters sieht, die die Reichen willig macht, Herz und Hand zu öffnen, treibt uns dann wiederum auf die Kniee und entlockt unsern Lippen den Ruf: „Ja, er ist treu."—

Ebenso sehr wie die finanzielle Not sich oft erdrückend auf uns legen will, sehnt sich unser Herz nach neuen Segnungen von oben, nach Geistes-Ausgießungen, der die Totengebeine lebendig macht. Hes. 37. O, Geliebte, helft uns beten, daß unsere Waisen nicht nur körperlich, sondern auch geistig gekleidet und genährt werden. — „Was hülfe es demMenschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Was wir neben vielem anderen notwendig haben, sind Arbeiter, geistgesalbte, eingeborene Arbeiter. Woher nehmen? Wir müssen uns solche in der Gnade Gottes erziehen. Prediger und Lehrer müssen etwas mehr Kenntnisse haben, wenigstens gute Elementar-Kenntnisse und den Besitz einer europäischen Sprache, damit sie die Bibel mit andern Hilfsmitteln, sowie biblischen Schriften studieren können, welche letztere es in orientalischer Sprache sehr wenig gibt. Ja, Sachen, die bei uns jedes Kind vom täglichen Hören und Sehen kennt, wie Eisenbahnen, Elektrische, Automobile, elektrisches Licht, Maschinen, Fabriken etc. müssen unsere Knaben studieren, und wie schwierig ist dies,

zumal es auch an Anschauungssachen, wie Bilder, Geräten und Instrumenten etc. fehlt. Bei uns kann ein Mann mit guter Elementar-Bildung und einigen göttlichen Gnadengaben schon das Wort verkündigen, um aber den Standpunkt eines solchen Mannes zu erreichen, müssen unsere Knaben schon das College, also eine hiesige höhere Schule besuchen, und dazu gehört Geld. Unter 300 jährlich ist es unmöglich, einen Knaben das College besuchen zu lassen.

Wir streben sehr darnach, daß unsere Knaben sich selbst durcharbeiten, doch ist dies fast unmöglich, weil es hier im Lande fast keine Arbeit gibt; dadurch werden sie dann mutlos und ziehen vor, nach Amerika zu gehen. Sieben unserer Knaben sind dies Jahr Lehrer in unserer Schule und unterrichten nun die ABC-Schützen und unteren Klassen, die andern drei gingen ein, zwei und drei Jahre zum College und arbeiten nun, um die durch das Studium gemachten Schulden zu bezahlen. Am Jahresschluß haben sie dann aber nichts für das kommende Jahr. Da sie nun ohne Geld nicht wissen, was tun ,so denken sie sich Geld zu leihen und nach Amerika zu gehen, um es dann nach und nach abzubezahlen.

Was sollen wir tun? Sie gehen lassen und hier dann ohne Arbeiter für's Reich Gottes bleiben? Es fehlt überall an Lehrern und Predigern. Bitte, teure, Freunde, raten Sie uns, was zu tun, alle, die nach den Namen Jesu genannt werden, möchten wir bitten, diese Frage vor den Gnadentron zu bringen und sie im Herzen zu bewegen, damit der Herr zeigen kann, wie dieser Not abzuhelfen ist. Es wird bald eine Zeit kommen, zum Teil ist sie schon da, wo die Mohammedaner in Scharen na chder Wahrheit fragen werden; ja, sie suchen, doch es fehlt an solchen Leuten, die auf ihre Fragen die rechte Antwort geben können. Ach, Geliebte, laßt uns beten und handeln. —

Wie mag es auf dem Balkan aussehen? Wir hier wurden bis jetzt bewahrt; möchte der treue Gott weiter seine Hand über all seine Kinder in der Türkei halten. Ja, möchte er Religionsfreiheit bringen für die armen Mohammedaner.

Laßt uns wachen und beten.

Eure in Jesu verbundene und geringe

Frieda Wolf-Hunecke.

Fortsetzung von S. 9.

30. Januar, und Onkel Abraham Neufeld starb vergangenen Winter. Onkel Jakob Neufeld ist schon lange tot, den habe ich schon nicht kennen gelernt. Viele Gäste kamen von Manitoba auf Besuch, also kam auch meine liebe Mutter Katharina Reimer mit ihrem kleinen Sohn Heinrich. Sie hielten sich hier nur eine Woche auf, dann fuhren sie nachhause.

So muß ich noch von meiner lieben Schwiegermutter Maria Reimer berichten. Sie muß zuweilen immer noch das Bett hüten. Manchmal kann sie auch für einige Tage auf sein. Es scheint, als wenn für sie keine Hilfe ist, denn sie hat schon lange gekränkelt und ist manchmal in so großer Not gewesen, daß sie sich gewünscht hat, erlöst zu sein. Sie liest noch immer ihre liebe Rundschau, die bringt ihr viel Neues.

Da dies mein erster Brief ist, so werde ich für diesmal schließen und grüße alle Freunde, Bekannte, Eltern und Geschwister bei Winkler und Jakob Neudorfs und alle Leser der Rundschau.

Grüßend zeichnen sich

Elis. u. John M. Regier.

Box 17, Wymark, Sask.

Britisch - Columbia.

Needles, B. C., den 15. Juli 1913. Gruß zuvor. Teile den Lesern mit, daß wir hier angenehmen Besuch hatten von Alberta, nämlich Bruder und Diener Samuel Böse, nebst Frau, und Br. Cornelius F. Töws samt Frau; ersterer hat uns hier während seines Hierseins so manches gesagt, das uns nütze sein kann auf unserm gemeinsamen Weg zur ewigen Heimat, nur schade, daß der Besuch so sehr kurz bemessen war; sie waren auch noch zu Freunden in Renata gefahren, und verließen uns gestern mit dem Morgenboot nach Revelstoke, und werden, so sie auf der Reise nicht Aufenthalt haben, morgen mittag schon daheim sein. Mit ihnen ging Schwester Tina P. Wiebe und unsere Tochter Lizzie. Letztere will sich einige Zeit bei ihren Großeltern aufhalten.

Gerhard W. Giesbrecht fuhr auch dorthin, um sich dort mal Land und Leute anzusehen, und nebenbei auf der Farm zu schaffen.

Der alte Vater Peter Töws, der vor einiger Zeit von Alberta hierherkam, gedenkt sich hier bei seinen Kindern vorläufig aufzuhalten, er scheint sehr gesund zu sein und macht fleißig Hausbesuche. Das Klima scheint mir hier so recht für alte Leute zu sein, niemals gibt es schnelle Wechsel in der Temperatur und keine langen Fahrten in eisiger Kälte.

Die Farmer haben eine Zeitlang an den Wegen geschafft, wobei sie per Mann $3.00 für 9 Stunden Arbeit erhalten; Team mit Fuhrmann erhalten $7.00 per Tag. Diese Arbeit ist jetzt der Ernte wegen für einstweilen eingestellt worden, denn es wird Zeit, mit der Ernte anzufangen. Es würde dies schon seit längerem der Fall sein, wenn wir nicht so viel Regen gehabt hätten. Der Heuertrag wird denn auch ein sehr reicher.

Bei den älteren Ansiedlern wird schon fleißig Erdbeeren und Himbeeren gepflückt, das meiste Obst wird nach einer etwa 10 Meilen entfernten Canning Factory gebracht, wo auch entsprechend gute Preise dafür bezahlt werden. Auch wildes Obst gibt es wieder in Fülle, besonders die Heidelbeeren sind reichlich; diese haben die Eigentümlichkeit, gerade auf den Spitzen der Berge am besten zu gedeihen, und hat man beim Einsammeln derselben nicht nur den Genuß, die vollhängenden Sträucher zu sehen, nein, man kann auch weithin über Berg und Täler sehen, z. B. auf dem Arrow Lake schon weit das P.-Boot fahren sehen, — eine herrliche Ansicht.

Wir haben uns hier alle zusammen eine Sägemühle gekauft, und da dieselbe erst kürstlich angekommen ist, und jedermann noch mit andern Arbeiten beschäftigt war, so soll sie nun doch mal aufgestellt werden, denn es mangelt schon an verschiedenem Bauholz; da dies hier im Ueberfluß wächst, so können wir hier diese Frage ganz billig erledigen.

Die Schwester Isaak Penner hat seit einiger Zeit schlimme Augen, sonst ist meines Wissens alles gesund.

Herzlich grüßend,

P. P. W. Töws.

Rußland.

Dobrowka, Stadt Pawlodar, Rußland. Werter Editor!

Weil wir schon vier Jahre Rundschauleser sind und von Freunden und Bekannten in derselben lesen, so möchte ich mich jetzt an dieselben wenden. So muß ich zuerst nach Amerika, zu meinen Nichten und Vettern. Nun habe ich in der Rundschau gelesen von Maria Friesen von Marienthal, jetzt eine Maria Flaming. Ich bin eine Maria Voth von Marienthal, jetzt Dück. Meine Eltern sind schon nicht mehr hier in dieser Welt. Meine Mutter war eine geborene Schierling und stammte von Marienthal. Sie hat in Amerika zwei Schwestern, Johann und Jakob Friesen. Meine Schwester Sarah ist auch hier in Sibirien, während ein Bruder auf Memrik wohnt. Der andere Bruder, Heinrich, ist tot. Seine Frau ist jetzt auf Samara. Dies habe ich durch die Rundschau erfahren, solange hatten wir nicht gewußt, wo sie geblieben war. Wenn du meine Schwägerin, Heinrich seine Frau bist, jetzt eine Heinrich Plett, dann sei doch so gut und schreibe, wo du bist und wie es dir geht! Wenn sie nicht die Rundschau liest, dann ist die liebe Katharina Teßmann gebeten, ihr die Rundschau zu lesen zu geben.

Dann gehe ich zurück nach Amerika. Ich muß noch etwas von den Köhnenkindern berichten. Wo sie alle sind, weiß ich nicht, aber eine ist hier in Sibiren, nämlich Elisabeth ,verehelichte Koop. Dietrich ist tot, Maria soll auf Samara sein, ist verehelicht mit Johann Fast, der auch von Marienthal ist. Liebe Maria Friesen, du schreibst von den Vothen- und Köhnenkindern, wenn das so ist und unsere Mütter Schwestern sind, dann sind wir beide rechte Kousinen. Du hast von deiner Mutter geschrieben, daß sie noch am Leben und schon 94 Jahre ist. Dann wünsche ich ihr ein seliges Abscheiden. Seien Sie, Tante, vielmal gegrüßt. Ich bin ja auch eine Maria. Von Onkel Johann Schierling kann ich nicht was schrei-

ben. Wir haben gehört, daß er tot ist. Dort in Amerika sind so viel Nichten und Vettern, auch von Jakob Friesens Kindern. Bitte, schreibt alle!

Dann muß ich noch etwas von unserem Befinden berichten. Es geht hier in Sibirien noch nicht zubest; es fehlt noch immer sehr viel, einmal dies, das andere Mal jenes, und wenn die Ernte auch ein Jahr schön geraten ist, so macht das nicht alles aus. Besonders fällt hier sehr das Vieh. Uns sind schon vier Pferde gefallen, haben jetzt nur drei. Die Ansiedlung ist schwer, aber wir vertrauen dem, der uns noch immer geholfen hat. Das Säen ist beendigt. Das Wetter ist bis jetzt gut. Gesund sind wir auch, Gott sei Dank. So grüßen wir noch alle Freunde und Bekannte; auch du, Freund J. A. Dück, sei gegrüßt. Laßt von euch hören, seid nicht zu schweigsam. Wir warten alle Tage auf einen Brief von euch. Vergeßt doch nicht das Sibirien. Freund Dück, schreibt doch den Vornamen. Seid nochmals von uns gegrüßt. Ich bin eine Maria Heinrich Voth von Marienthal. Meine Mutter war eine Sarah Schierling, Marienthal.

Abr. u. Maria Dück.

Podolsk, den 13. Juni 1913. Bitte den Editor, dieses Schreiben in die Rundschau aufzunehmen und wünsche ihm und dem Leserkreis den Segen des Herrn. Ich gehe denn zuerst nach Schwager Joh. Rosenfeldt, Rosenort, Rosthern, und zum Neffen Abraham Born, Hague, Saskatchewan, und frage, ob ihr meine Briefe nicht erhalten habt, Auch haben wir das Kapital im April in Soroki in der Bank abgegeben, hin zu schicken. Nun bitten wir, zu berichten, ob ihr es erhalten habt oder nicht. Ich denke, alles zusammen war nahe an 700 Rubel. Wir bestellten es an die Imperial Bank zu schicken. Wenn ihr es nicht erhalten habt, dann berichtet doch einmal, ob die Bank in Rosthern ist oder nicht; ihr habt uns doch keine andere Adresse zugesandt. Im Winter haben wir von euch Briefe erhalten, aber jetzt bekommen wir keine Antwort.

Ich berichte euch denn, daß wir, Gott sei Lob und Dank, so ziemlich gesund sind, auch bei Jakob Thießen. Wir haben bis jetzt Aussicht auf eine gute Ernte, denn wir haben oft Regen. Dem Herrn sei die Ehre! Bitte berichtet uns über alles!

Nun gehe ich zu Joh. Friesen, Gouldtown. Ihm diene zur Nachricht, daß wir seinen Aufsatz mit großem Interesse gelesen haben und gefreut, daß wir auch einmal etwas von der lieben Nichte erfahren durften. Nun bitte ich euch, berichtet uns auch von euren Geschwistern, wo und wie sie sich befinden. Von uns Geschwistern lebe noch: ich, Maria, Heinrich und Jakob Thießen, Schwester Margaretha in der Krim in Karassan, Johann Harder und Br. Peter Thießen, Sparrau, Taurien; von Kornelius Heinrichs Kindern in Großweide ist da Frau Peter Penner; Kornelius H. ist auf dem Terek, ob er noch lebt, weiß ich nicht. Von deiner Freundschaft von Mutters Seite kann ich dir nicht mehr berichten, als daß Katharina Heinrichs hier in Bogomasow ist; es ist Frau Abraham Isaak.

Dann bittet ein Janzen, Saskatchewan, zu erklären über die Matthiesen und Sudermanns. Des Vaters Bruder, Onkel J. T. Frau war eine Katharina Sudermann, Frau Herman Matthies ist unsere Kousine, Helena J. Thießen. Bitte, Auskunft über ihre Geschwister zu geben!

Dann gehe ich zu Bernhard J. Friesen und Vetter P. Abrahams, Renata, B. C. Lieber Schwager, wir haben die Karten und Briefe von dir erhalten. Bitte, photographiere eure Kinder und auch P. Abrahams Kinder und schicke sie mir und berichte mir von den Geschwistern deiner Frau. Herzliche Grüße an euch und Abrahams. Jakob P. Friesen, Ringwood, diene zur Nachricht, daß Geschwister T. im Winter einen Brief erhalten. Seine Schwester ist jetzt etwas gesünder. Sie kann doch alle Tage aufstehen und schaffen; sie ist aber oft sehr müde und muß morgens sehr husten. Auch in Bogomasow waren sie gesund bei Geschwister David Blocken und Witwe Korn. Friesen nebst Kindern. Hier wohnen wir sehr zerstreut, aber mein Flehen ist, der Herr möchte uns dazu verhelfen, daß wir uns allesamt dereinst droben treffen, wo keine Trennung mehr sein wird!

Unsere Adresse ist: Heinrich H. Thießen, Podolsk, Post Pleschanow, Gouv. Samara, Russia.

Maria H. Thießen.

Wenn man nur wüßte.

Es war auf einem Zug der pennsylvanischen Eisenbahn. Alle Passagiere des Schlafwagens hatten sich zur Ruhe begeben bis auf einen Mann, der mit einem weinenden Kinde müde auf und ab ging. Er küßte den kleinen Kopf des Kindes und sprach sanft und beruhigend zu ihm; doch waren seine Bemühungen, sie zum Schweigen zu bringen, vergeblich. Ein Mann kann manches tun, zuweilen kann er aber auch nichts ausrichten, besonders wenn es sich darum handelt, ein weinendes Kind zum Schlafen zu bringen, fühlt er oft seine ganze Ohnmacht und könnte in Verzweiflung geraten.

Eine Frau mit einer schneidenden Stimme, die eben aus dem Schlafe erwacht war, streckte ihren Kopf aus ihrem Abteil hervor und rief im Tone höchster Entrüstung: „Bringen Sie doch den Schreihals aus dem Wagen!" Und als ob dies das Signal für einen dicken Passagier, der seit anderthalb Stunden in allen Tonarten geschnarcht hatte, gewesen wäre, richtete er sich plötzlich auf und fragte mit knurrender Stimme: „Warum bringen Sie denn das Kind nicht zu seiner Mutter?" Danach erhob sich ein Protest nach dem andern. „Es ist unverantwortlich! Ein solches Benehmen! Wo ist der Schaffner?"

Der Mann mit dem Kinde stand einen Augenblick still, seine Lippen zitterten; ein Seufzer erstickte seine Stimme. Er drückte den kleinen Körper fest an seine Brust und küßte voll Zärtlichkeit die mit Tränen gefüllten Augen des Kleinen. Dann sagte er, während die Proteste einen Augenblick verstummten: „Ich möchte das Kind gerne zu seiner Mutter bringen — wie gerne; — der Kleine hat ihr nachgeweint, seit wir sie verlassen haben; aber ich kann ihn nicht zu ihr bringen, denn sie ist hinten im Gepäckwagen im Sarge, und wir sind auf dem Wege zu ihrer Heimat, wo sie unter dem blauen Himmel als Kind spielte; dort soll sie ruhen; o, wir vermissen Sie so sehr!" Und der starke Mann ließ seinen Tränen freien Lauf.

Innerhalb fünf Minuten waren zwölf Frauen im Gang des Wagens, nebst dem erwähnten dicken Passagier. Auf aller Antlitz prägte sich der Zug tiefen Mitleids aus, und der Inhaber der knurrenden Stimme schluchzte, als ob er seinen besten Freund verloren hätte. „Vergeben Sie uns! Wir wußten es nicht. Armes, kleines Kindchen! Legen Sie sich jetzt schlafen. Wir werden auf das Kind achtgeben." Eine der Frauen nahm das Kind in ihre Arme und bald war das Kind eingeschlummert.

Wie oft würde man sich im Leben mitleidvoller begegnen, wenn man nur wüßte! Und wie oft bietet sich die Gelegenheit, einander den Lebensweg zu versüßen und göttlichen Balsam in wunde Herzen zu gießen, wenn man sie nur benützen wollte!

Die mutigste Tat, die mir je bekannt wurde.

Zwischen den Hügeln vom westlichen New York liegt ein kleines Dorf von etwa tausend Einwohnern. Ich will es Rutledge heißen. Der Staat New York hat manches andere kleine Dörfchen, genau so still u. schläfrig, wo die Welt sich fortbewegt, ohne kaum eine Welle hervorzurufen. Die Leute sind wohlhabend, etliche Familien sogar reich, wie man sie gewöhnlich findet in solchen Dörfchen.

Das Dorf enthielt drei öffentliche Gasthöfe. Das eine war modern für die Leute, die „fashionable" waren. Der andere zog besonders Geschäftsreisende an, wurde aber auch mit Vorliebe von Politikern besucht. Der dritte Gasthof versorgte was übrig war. Der Gastwirt war ein gutmütiger, freundlicher, alter Herr u. stand mit jedermann auf gutem Fuße. Unter seinem Dach fand sich gewöhnlich die männliche Bevölkerung Rutledges zusammen. Hinter dem großen, altertümlichen Wirtszimmer öffnete sich eine kleine Stube, wo man mit einem Freund unter vier Augen sein Herz austauschen konnte. Zur Linken war ein großes, sonniges Empfangszimmer, immer geöffnet, wo jedermann willkommen war. Da begegnete jeder dem andern als seinesgleichen. Rangunterschiede und Kastenbewußtsein gab es da nicht. Hier wurde alles besprochen, was im Dorf passierte, denn scharfe und böse Zungen gibts überall.

Unter den bedeutenderen Männern des Dorfes befand sich Philipp Wendall, dessen Farm so nahe an das Dörfchen stieß, daß sein Haus am Ende der Hauptstraße stand. Es war ein wertvolles Eigentum. Das geräumige Backsteinhaus stammte aus der Revolutionszeit. Die Farm war noch in Besitz von Jonathan Wendall, der in der Familie seines Sohnes Philipp die alten Tage verlebte. Er war ein stiller, zurückgezogener, eigentlich menschenscheu, denn er floh die Gesellschaft und eigentlich alle, die ihm nahe zu kommen versuchten. Man respektierte und fürchtete ihn. Im Dorfe sagte man, Jonathans Wort sei so gut wie seine Unterschrift unter einem Schuldschein. Doch niemand gewann je sein Vertrauen. Lachend meinte einmal ein Mädchen von ihm: Jonathan sei die verkörperte Justiz — die auf einem Grabstein reitet"; und das Wort Grabstein verknüpfte sich von da an auf immer mit seinem Namen.

Im Jahre 1880 feierte das Dörfchen Rutledge sein hundertjähriges Jubiläum. Jedermann tat sein Bestes, um das Fest zu einem unvergeßlichen zu machen. Wochen zuvor schon konnte man das Festprogramm in allen Zeitungen lesen. Eine herzliche Einladung an alle frühern Bewohner, die sich über das Land zerstreut hatten, fand unerwarteten Zuspruch. — Schon monatelang vor dem Fest kamen und gingen die Besucher. Der ganze Sommer war ein langer Festtag. Kaum eine Heimat im Dorf blieb ohne Besuch. Freund begrüßte Freund. Auf der Straße begegnete man alten, lieben Gesichtern, die man jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Alte Männer saßen im Schatten der Bäume und lachten zusammen über die Knabenstreiche, die schon ein halbes Jahrhundert in der Vergangenheit lagen. Alte Frauen saßen in ihren Wiegenstühlen und erzählten sich Erlebnisse aus ihren Mädchenjahren. Im alten Kirchhof wurden vergessene Gräber wieder besucht und mit Blumen bekränzt. Unter den Besuchern kam auch eine alte Frau. Niemand wußte, wer sie war und woher sie kam. Sie war eigentlich eine häßliche Alte mit einem gemeinen Gesicht. Das Laster des Trunkes hatte tiefe Spuren auf ihr Angesicht geschrieben. Ihr Person steckte in einem geflickten, grauen Kattunkleid. Das Jacket war schmutzig grau, in der Hand trug die Alte eine lederne Tasche, aus der sie wiederholt eine Flasche zog und daraus trank. Sie schlief in Scheunen und erbettelte sich ihr Brot an den Hintertüren. Schlug jemand ihre Bitte ab, so entlud sich ein derartiges Gewitter von Flüchen, daß sich die Leute nicht ohne Grund vor ihr fürchteten. Sie riefen sie dann gewöhnlich zurück und gaben ihr etwas zu essen. So war ein Monat vorbeigegangen, und sie machte keine Anstalten, das Dorf wieder zu verlassen. Die Bewohner fürchteten sich vor ihr. Sie standen im Begriff, miteinander sich zu besprechen, wie man die unwillkommene Besucherin wieder los werden könnte. Da brach spät im September ein schrecklicher Wettersturm los. Hagel und Regen bombardierten das Dorf. Es war einer der schwersten Stürme, die je über Rutledge hereingebrochen waren. Es kam so plötzlich, daß viele kaum ihre Tür erreichen konnten, ehe das Unwetter mit voller Gewalt ausgebrochen war. Der erste Windstoß faßte den Schuppen, unter dem die alte Frau lag, daß er zusammenstürzte. Die Unglückliche lief im Schrecken die Hauptraße hinauf. Im Kampf gegen den Wind erreichte sie das vornehme Gasthaus und trat in die Schenkstube, aus der sie aber sofort verwiesen wurde. Von hier taumelte sie hinüber zu dem gastlichen Wirtshaus, fürchtete sich aber einzutreten und setzte sich daher auf die Steine an dem Straßengraben, während der Regen in Strömen über ihren Rücken lief. Als der gutmütige Wirt das sah, winkte er ihr, hereinzukommen, half ihr sogar die Steintreppe herauf durch die weite Vorhalle. Die Gäste der Schenkstube lächelten, als sie das Paar kommen sahen. Der Wirt aber sagte: Meine Herren, meine Mutter war auch eine Frau, bitte um ihretwillen keine Bemerkungen zu machen." Das Lächeln auf den Angesichtern verschwand, während die Wirtin die arme Frau aufs Beste versorgte. In ihrem betrunkenen Zustande konnte weiter nichts geschehen, als sie auf ein Bett zu legen, wo sie sich durch die Nacht in einem schweren Schlafe erholte. Der Sturm wütete bis gegen den Morgen, entwurzelte Bäume, deckte ganze Dächer auf und richtete bedeutenden Schaden im ganzen Dorfe an. Der Morgen brach hell und sonnig an, doch die Luft war bitter kalt. Vergebens hatte die Wirtin versucht, die alte Frau zum Sprechen zu bringen. Endlich sagte die Landstreicherin, der Wirt möge sich an Philipp Wendall wenden, der wüßte, wo ihre Heimat wäre, und würde auch genügend Geld vorstrecken um für sie ein Bahnbillett nach Chicago kaufen zu können. Sofort wurde ein Bote abgesandt. Bald erschien Philipp Wendall unter der Tür. Ueberall befanden sich die Leute auf den Gassen, zu sehen, wieviel Schaden der Sturm ange-

richtet hatte. Ihre Neugierde sorgte auch dafür, daß bald jedermann wußte, Wendall sei mit der alten Frau bekannt und wüßte ihr Geheimnis. Als Philipp sofort den Doktor vom Dorf kommen ließ, stieg die Neugierde auf den Gipfelpunkt. Jedermann stand auf den Zehenspitzen. Der Schaden, den der Sturm angerichtet hatte, war vergessen. Jedermann gab seiner eigenen Vermutung Ausdruck, wer die Verkommene nur sein möge. Die alte Frau war ja nur noch die Ruine von einem menschlichen Wesen. Bald ging das Wort von Mund zu Mund, Philipp Wendalls Mutter sei nicht tot, wie man das allgemein angenommen hatte, sondern sie habe vor vielen Jahren ihren Gatten und das kleine Kind verlassen, um mit einem andern Manne nach dem Westen zu entfliehen. Die hergelaufene Frau müßte Philipps Mutter sein. Sie war nicht gekommen, bei ihm zu wohnen, sondern wollte ihn einfach um Geld anbetteln, und dann ging sie wieder ihres Weges, ohne irgend jemand über ihr Geheimnis aufzuklären.

Die Leute, sobald Wendalls Gefährt langsam die Straße herauf kam, zerstäubten sich wohl für einen Augenblick, fanden sich aber bald wieder in kleinen Gruppen beisammen. Wieder öffnete sich die Türe der Herberge, und Philipp Wendall, in stolzer Haltung, aristokratisch bis auf den Fingerspitzen, kam heraus und führte an seinem Arm die alte Frau, eingehüllt in einen warmen Schal. Seine starken Arme nahmen die Alte auf wie ein Kind, und er setzte sie in das wartende Gefährt. Dann setzte er sich neben ihr, zog die Decken um ihre Gestalt, legte den Arm auf ihre Schulter, um sie ja vor der Witterung zu schützen, während die Zuschauer kaum ihre Tränen verbergen konnten, die über ihre Wangen rollten. Männer entblößten ihr Haupt und verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor dem Edelmut des Mannes, der sich nicht scheute und schämte, eine gefallene Frau öffentlich als seine Mutter anzuerkennen.

In den dreißig Jahren, die seit jenem hundertjährigem Jubiläumsfest über das alte Rutledge hinweggegangen sind, habe ich manche mutige Tat gesehen, doch keine einzige, von denen ich Zeuge gewesen bin, kommt dieser gleich, die Philipp Wendall zu ihrem Helden hatte.

— „Haus u. Herd."

Wer seinen Feinden Gutes tut,
Der zeigt den größten Edelmut.

Weiche dem Unglück nicht, sondern noch kühner gehe ihm entgegen.—Virgil.

Erzählung.

Mennoniten.

von

Ferdinand von Wahlberg.

Fortsetzung.

„Höret nicht auf ihn, ihr Männer! Um seiner Worte und des Zeichens willen, das er aus der Höhe erwartet, wäre ich einst beinahe meinem Bruder in den Tod gefolgt, damit mein Vater für die Glaubensgemeinschaft leben könnte: Aus Liebe zur Gemeinde glaubte ich sterben zu müssen. Es sollte aber nicht sein. Gewiß, im Krieg griff ich zur Waffe, um die mir anvertrauten Kranken zu verteidigen, vor dem Richter bekräftigte ich meine Aussage mit dem Eid, um einen Unschuldigen vom Verdacht zu reinigen. In den Augen der Menschen habe ich mich bloßgestellt und habe hier euer Urteil über mich ergehen lassen. Aber um ein treues Glied der Glaubensgemeinschaft zu bleiben, habe ich gerungen und gebetet, ja habe ich alles, was irdisches Glück ist, hingeben wollen. Und Gott hat mein Gebet erhört und mir den rechten Weg gezeigt: Um der Liebe willen andere gegen das Böse zu verteidigen, hat unser Herr und Meister sich selbst nicht geschont. So sollen auch wir tun. Er ist dem Bösen nicht aus dem Wege gegangen, sondern hat bekämpft und besiegt. So sollen auch wir tun. Ihr habt mich aus eurer Mitte verjagt und mich als eine Besessene gebrandmarkt. Ich will es gern tragen. Aber euch, euch will ich unserer Glaubensgemeinschaft halber zurufen: Stoßt euch nicht selber aus der Menschheit aus durch buchstäbliches Erfüllen von Vorschriften, sondern bleibet und gebet ein Beispiel, daß die Liebe, wie sie uns geboten ist, wehrhaft gegen das Böse macht, aber wehrlos, wenn es nur uns gilt!"

Mathea war so sehr in Eifer geraten, daß sie es nicht bemerkte, wie ihr Vater inzwischen eingetreten war. Er ließ seine Tochter ausreden, dann trat er zu ihr. Ohne eine Miene zu verziehen oder seine Stimme zu erheben, sagte er ebenso zu Mathea wie zu den Männern gewandt:

„Seit wann ist es in unsrer Glaubensgemeinschaft Sitte, daß die vor die Versammlung der Aeltesten Geladenen unaufgefordert reden dürfen in Fragen, die sie nichts angehen? Ich sehe, es ist hohe Zeit, dem drohenden Zerfall unserer Glaubensgemeinde vorzubeugen. Du, Mathea, hast den Spruch der Männer vernommen. Gehe den Weg, den du eingeschlagen hast. Bis du dich auf den rechten Pfad zurückfindest und vor der Gemeinde wieder erscheinen darfst, bin ich ein kindloser Mann. Als solcher wandle ich die Straße, die mir vorgezeichnet ist. Als Mitglied unserer Glaubensgemeinschaft muß ich den Spruch der Männer achten. Dein Vater aber, liebes Kind," fuhr der greise Mann mit bewegter Stimme fort, indem er die Hand auf Matheas Scheitel legte, „will dir seinen Segen nicht verweigern."

Er drückte seine Lippen auf das Haupt der Tochter, die weinend vor ihm niedergesunken war, und verließ den Saal, begleitet von den Männern.

In Schöppental hatte es einige unruhige Tage gegeben. Die seelische Erschütterung hatte bei Johannes einen schweren Rückfall seine Kopfübels zur Folge gehabt, das erst nach Tagen völliger Ruhe und Schonung wieder verschwunden war. Als er es überstanden hatte und seiner Gedanken wieder ganz Herr geworden war, begann ihn immer mehr die Frage zu quälen, was wohl Mathea Köhler seinethalben habe ausstehen müssen, und noch mehr, wie er ihre letzten Worte deuten solle. — Waren sie ihr Abschiedsgruß, und das, nachdem er ihr sein Herz geöffnet hatte? Wohl hatte sie sich für ihn aufgeopfert, wie es nur die Liebe vermag, hatte ihn Johannes genannt und ihre Worte mit einem Blick voll zärtlicher Innigkeit begleitet. Aber doch, warum hatte sie von seinem Schicksal gesprochen? War nicht das ihrige nunmehr mit dem seinen unzertrennlich verbunden, oder wollte sie davon nichts wissen? Es schien fast so, denn durch Anna Christiane erfuhr er nicht nur genau von der Ausstoßung Matheas aus der Gemeinde und von der Abreise ihres Vaters mit Israel Jost, sondern auch von Matheas Rückkehr nach Petersburg und ihrem Entschluß, den Dienst im Krankenhaus wieder aufzunehmen.

Dem Aeußeren nach wurde es nach und nach unter den Mennoniten wie auch in Schöppental friedlich und still. Der Herbst hatte die Natur eingeschläfert und die Arbeit auf dem Gehöft beschränkte sich hauptsächlich auf die Besorgung des Viehes und die Vorbereitungen zum Winter. Es gab Johannes genügend Zeit, sich eingehend mit der Wirtschaft vertraut zu machen. Das tat er denn auch, und jede Arbeit, die er allein oder zusammen mit dem Knecht ausführte, schenkte ihm eine Befriedigung, die er früher nie empfunden hatte, und einigermaßen auch die Ruhe, nach der sein Inneres verlangte. Dazu kam noch, daß Mutter und Schwester sich überaus heimisch fühlten und ihr Leben durch Anna Christianes tägliche Besuche eine gewisse Abwechslung erhielt.

Eines Tages ging Johannes durch den Obervorsteher des Kreises die Weisung zu, sich bei dem Gouverneur in der Stadt einzustellen. Eine Einladung war es nicht, die er auf diesem Wege erhalten hatte, und da er alle seine Steuern und Abgaben gezahlt hatte und sich auch sonst keines Grundes bewußt war, verstand er von der ganzen Sache nur den Befehl. Er fand sich im ersten Augenblick beleidigt und dachte schon daran, die Antwort durch einen Brief an den Gouverneur zu geben. Da aber die Schlittenbahn noch gut war, und er für die Frühlingsarbeiten und die Aussaat Einkäufe machen mußte, beschloß er zu fahren.

Zum Einkaufen braucht man aber Geld, und da an solchem auf Schöppental kein Ueberfluß war, mußte Johannes wie jeder andere Bauer Erzeugnisse der Wirtschaft zum Verkauf mitnehmen. Zum erstenmal stand er vor der Aufgabe, sich in derselben Stadt, in der er so manche vergnügte Stunde nach Art der jungen Männer aus der Gesellschaft verbracht hatte, als Bauer zu zeigen, der die Früchte seines Schaffens feilbot. Das Gerücht von der veränderten Stellung der Familie Waassing hatte genügend vorgearbeitet, die wenigen, die Johannes mit den Bauern auf dem Markte erkannten, taten, als sähen sie ihn nicht. Aber Johannes stellte seinen Mann wie der erste beste Bauer, und es ging, ja für das erste Mal ging es sogar sehr gut, denn die Erzeugnisse aus Schöppental hatten von ihrer allbekannten früheren Güte nichts eingebüßt.

Zu der bestimmten Stunde begab sich Johannes in die Kanzlei des Gouverneurs und wurde nach längerem Warten im Vorzimmer zu dem hohen Herrn eingelassen.

Ohne sich in seiner Arbeit am Schreibtisch stören zu lassen, fragte der Gouverneur.

„Ist es der Bauer von Schöppental bei den Mennoniten?"

„Ja."

„Sein Name?"

„Waassing."

„Richtig, Waassing. So steht es in dem Brief."

Johannes war an der Tür stehen geblieben, und als sich der Gouverneur jetzt nach ihm umwandte und ihn etwas überrascht ansah, als wäre er im Zweifel, ob er wirklich den Bauern vor sich habe, den er zu sich befohlen, wiederholte Johannes seinen Namen.

„Ich bin vor Jahren," begann der Gouverneur, jetzt zu Johannes gewandt, durch die Ansiedlung der Mennoniten gereist und habe große Freude gehabt an der Ordnung, die bei ihnen herrschte, dazu sind sie ruhige und ernste Menschen, die den Behörden keine Schwierigkeiten bereiten. Ich sehe ungern, daß Sie und Ihre Leute ans Auswandern denken."

„Ich bin kein Mennonit, Exzellenz, und habe Schöppental erst vor kurzem bezogen," entgegnete Johannes.

„Wie? Kein Mennonit? Ich habe doch aus Petersburg einen Brief erhalten, in dem ich aufgefordert wurde, mich an Sie zu wenden, weil Sie ein Gegner der Auswanderung sein sollen und sich um Vergünstigungen bei der Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht für die Mennoniten verwendet haben — ist es nicht so?"

„Allerdings, ich habe in diesem Sinn an Frau Gräfin Geden geschrieben und sie ersucht, etwas für die Mennoniten zu tun."

„Wie, Sie kennen die Gräfin und haben ihr geschrieben?"

„Ja, ich kenne sie vom Krieg her."

„Drollig — ein Mennonit im Krieg?"

„Ich bin, wie gesagt, kein Mennonit, Exzellenz, sondern Offizier außer Dienst und jetzt —"

Fortsetzung folgt.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? 1. Kor. 15, 55.

Der Aermelkanal - Tunnel.

Bekanntlich ist im Laufe des Jahres immer wieder der Vorschlag aufgetaucht, ein Tunnel unter dem Aermelkanal zwischen England und Frankreich zu legen; aber allemal waren es Militärs, welche diesen Gedanken bekämpften, weil die „Isolierung" Englands durch eine solche Anlage zerstört würde. Jetzt indeß ist abermal von der Sache die Rede, und die Aussicht auf Verwirklichung des Projekts ist anscheinend besser, als jemals zuvor! Und das hat der Verkehr durch die Lüfte wenigstens teilweise getan. Denn durch die Fortschritte der Fliegerei und Luftschiffahrt in den letzten paar Jahren ist der Vorteil jener Isolierung — wenn es überhaupt eine solche war — fast ganz in Wegfall gekommen. Vielleicht noch mehr aber haben die guten Beziehungen, welche jetzt zwischen England und Frankreich bestehen, dazu beigetragen, jenen Widerand zu überwinden.

Man dringt jetzt in die britische Regierung diesen Gegenstand ernstlich in Erwägung zu ziehen. Alle Reisenden, welche häufig den Aermelkanal zu überqueren haben, begünstigen den Plan; und auch die Eisenbahnen, welche bis jetzt kostspielige Dampfer für den Kanaldienst führen mußten, begünstigen das Projekt, — denn sie wissen, daß mit der Abschaffung der vielgefürchteten Kanalüberfahrt auf dem Meere ihr Passagierverkehr riesig zunehmen würde.

Das Herz.

Ueber die Arbeitsleistung des menschlichen Herzens veröffentlicht eine medizinische Zeitschrift eingehende Berechnungen, in denen, davon ausgehend, daß bekanntlich das Herz eine Art Pumpe ist, festgestellt wird, wie das normale Herz in jeder Minute 70 mal arbeitet, mithin in der Stunde 4200, im Laufe eines Tages 10,800, im ganzen Jahre 36,792,000 Schläge tut.

Setzt man mit dem Psalmisten die Durchschnittsdauer eines Menschenlebens auf 70 Jahre an, so tut das Herz im Laufe dieser Zeit mehr als 2½ Milliarden Schläge. Während einer solchen Daseinsdauer bringt das Herz etwa 250,000 Kubikmeter Blut in Bewegung. Zu einem Kreislauf des Blutes gehören nur 24 Sekunden, und während eines Tages legt das Blut daher den Weg 3000 mal zurück. Das macht im Jahre 1½ Millionen Durchkreisungen. In 70 Jahren legt das menschliche Blut etwa 275,000 Kilometer zurück, das ist etwa der sechsfache Erdumfang. Man kann sich aus dieser gewaltigen Zahl eine Vorstellung machen, wie sehr das Adernetz des Herzens und der Blutbahnen teils durch Reibung teils durch Ablagerung aller Art in Anspruch genommen wird.

Auch ein Opfer der Hitze.

Janesville, Wis., 16. Juli.

Der greise Distanzgänger Weston mußte heute seinen Marsch nach St. Paul unterbrechen, da er unter den Folgen des Einflusses der Hitze leidet und völlig erschöpft war, als er in Beloit eintraf. Er wird bis Mitternacht rasten, sodann seinen Marsch fortsetzen, um noch vor dem Eintritt der Mittagshitze sein nächstes Ziel, Evansville, Wis., zu erreichen.

Schämt euch nicht des Gebets, das euch einst eure Mutter gelehrt hat. Wer Gott vertraut, ist noch nie untergegangen.

Kaiser Wilhelm II.

Die Distel in Australien.

Das Gift, welches durch schlechte Gespräche, Bilder und Bücher ausgestreut wird, kann man nicht isolieren. Es geht damit wie mit den Disteln in Australien. Als die Engländer Besitz von Australien genommen hatten, gab es auf dieser riesigen Insel keine Disteln. Ein Schotte, der dort Plantagen hatte und seine Nationalpflanze auf seinem Eigentum zu sehen wünschte, — die Distel ist das schottische Wappen — ließ sich Distelsamen kommen. Er besäte damit in seinem Garten ein kleines Stückchen, aber der Wind trug den Samen dieser Disteln weit über das Land — heute gibt es auf dem fruchtbaren Boden Australiens zahllose Disteln. So tragen Bücher und Gespräche den Samen der Sünde in die Herzen, und der Same geht schnell auf.

Man schätzt, daß in den noch unreklamierten Sumpfländereien der Vereinigten Staaten Torflager vorhanden sind, die eines Tages 12,000,000,000 Tonnen trockenes Brennmaterial liefern werden.